Über

Lesen und Bildung.

Umschau und Ratschläge

von

Anton E. Schönbach.

Graz.
Verlag von Leuschner & Lubensky,
k. k. Universitäts-Buchhandlung.

1888.

K. k. Universitäts-Buchdruckerei ‚Styria', Graz.



Vorwort.

Die folgenden Aufsätze sind aus Vorträgen entstanden, was man ihrer Form unschwer abmerken wird. Lange, ja seit Jahren überlegt, ist doch die Niederschrift dieser Betrachtungen sehr rasch erfolgt. Nun hätte ich wol für den Druck Manches glatter und damit auch korrekter fassen können, habe es aber unterlassen, weil ich fürchtete, an Unmittelbarkeit des Ausdruckes einzubüßen, was vielleicht durch Austilgung etlicher Unebenheiten gewonnen worden wäre.

Wenn ich auch die Gestalt und den Zusammenhang der hier niedergelegten Gedanken durchaus als mein Eigentum bezeichnen darf, so muß ich doch einbekennen, daß ich den Schriften Anderer viel Anregung und Förderung verdanke. Vor Allem wird der Kenner

merken, wie stark Ralph Waldo Emerson auf meine gesammte Auffassung der behandelten Fragen gewirkt hat. Ich würde es für den besten Gewinn der vorliegenden Schrift halten, wenn es ihr gelänge, beizutragen, daß auch bei uns in weiteren Kreisen Emerson's Werke Eingang fänden. Den Büchern mehrerer englischer Schriftsteller fühle ich mich nicht minder dankbar verpflichtet, so John Ruskin, Sir Arthur Helps, John Morley (besonders On Compromise, On the Study of Literature), Frederik Harrison (On the Choice of Books). —

Die beigefügten Bücherlisten verlangen noch ein Wort. Wie aus meinem dritten Aufsatz mit hinreichender Deutlichkeit erhellt, liegt es mir gänzlich ferne, mit der vorgelegten Auswahl eine Vorschrift aufstellen zu wollen. Nur als Anhaltspunkte zur selbständigen Weiterentwicklung mögen diese Listen aufgefaßt werden. Die erste derselben wird vielleicht wenigen Einwendungen begegnen, desto mehr wahrscheinlich die zweite. Es kann der Sache nur dienen, wenn diese Reihe verbessert wird, sei es erweitert

oder verkürzt, wie es der Geschmack, Vorbildung und Absicht der einzelnen Leser erfordern. Ich habe aufrichtig darnach gestrebt, meinem Urteile die volle Unabhängigkeit zu wahren und scheue deßhalb mancherlei Anstoß nicht; natürlich hat es aber nicht verhindert werden können, daß die Liste meine persönliche Ansicht über die moderne Erzählungslitteratur darstellt und auch nur so weit reicht, als meine eigene Lektüre sich erstreckt. Wolwollende Leser mögen dies beim Gebrauche der Liste beachten.

Graz, im Spätherbst 1887.

Anton E. Schönbach.

1.

Zustände der Gegenwart.



Es bedarf kühnen Mutes, die Aufgaben anzugreifen, welche ich mir im Folgenden vorgesetzt habe, über das Verhältniß von Lesen und Bildung zu reden. Nicht zwar, daß ich alle die Fragen beantworten wollte, die während des Verlaufes meiner Darstellung aufzuwerfen sind, oder das große Problem lösen, welches ich vorzuführen gedenke. Vielmehr werden es nur recht bescheidene Beiträge sein, die ich dazu liefern kann. Aber selbst diese gebe ich mit einer gewissen Zurückhaltung, wenn ich die ausgedehnte

Über

Lesen und Bildung.

Umschau und Ratschläge

von

Anton E. Schönbach.

Graz.
Verlag von Leuschner & Lubensky,
k. k. Universitäts-Buchhandlung.

1888.

Späteren fortdauere. Das Lernen ist hier mit dem Leisten verknüpft, und demgemäß ändert sich auch die ‚Bildung‘, sie kann zur Grundlage eines Berufes gemacht werden, es fängt an Leute zu geben, welche als Schriftsteller von ihrer Feder leben, die Gelehrsamkeit hört wie das Lehren auf, ein ausschließlicher Besitz der Kirche zu sein und wird verweltlicht. Die Reformation schiebt rein geistige Interessen, wol nur einer bestimmten Art, in den Vordergrund, treibt aber die Bildung auch in die Studierstuben zurück und trägt ihr Teil dazu bei, die Kluft zwischen der ‚Gelahrtheit‘ und dem ‚Pöbel‘ zu erweitern. So auf die Bücher gestellt, außer Zusammenhang mit der Kunst und dem Leben, bleibt die Bildung während der nächsten Jahrhunderte; sie redet in fremden Zungen, nennt sich ‚politisch‘, umgibt sich mit wunderlichem Schnörkelwerk und vermag aus ihrer Giebelstube nur selten den Weg in freie Luft und Landschaft zu finden. Der wird ihr erst wieder gebahnt, als die zweite klassische Blüte deutscher Dichtung aufbricht. Bildung und Gelehrsamkeit lösen sich neuerdings von einander,

werden selbständig, die Kunst ist neben sie getreten und läßt sich nicht mehr abweisen. Schiller fordert eine ästhetische Erziehung des Menschen und beschreibt sein reiches, weites Ideal sittlicher Bildung. Goethe stellt in sich selbst den Höhepunkt der Entwicklung des 18. Jahrhunderts dar, den frei und vollkommen gediehenen Menschen, dessen Sinnen Alles in Natur und Welt offen liegt, dem Nichts zu schlecht oder klein ist, daß es nicht in einer höchsten künstlerischen Ordnung des Universums verstanden und gewürdigt werde. Wir sind heute über Goethe's Lebensideal keineswegs hinausgekommen, vielleicht eher davon in Manchem wieder zurückgetreten, so sehr wir sonst unser eigenes Zeitalter zu rühmen geneigt sind.

Es wird nicht leicht sein, den heutigen Begriff der Bildung in einer Weise zu bestimmen, welche der Mehrzahl der Urteilsfähigen genügen möchte. Denn so eifervoll die wichtigsten Einflüsse in unserer Zeit tätig sind, die Eigentümlichkeit des einzelnen Menschen auszutilgen und sie alle miteinander gleichmäßig zuzustutzen, so ist dieß löbliche Unternehmen doch bei weitem

noch nicht völlig gelungen. Es gibt noch immer wenigstens verschieden gebildete Schichten, innerhalb deren freilich die Individuen zu einer gleichartigen, amorphen Masse zu verschlacken beginnen. Und so wird, wenn auch Alle das Wort ‚Bildung' so gebrauchen, als ob sie sämmtlich dasselbe darunter verstünden, in der Tat doch von jedem gerade das damit gemeint, was seiner eigenen Entwicklung entspricht; das ist ja begreiflich, da in der persönlichen Gleichung des Einzelnen sein Bildungsgang eine der wichtigsten Functionen ausmacht. Vielleicht läßt sich ein gewisses Mittel aus den verschiedenen Definitionen finden, etwa so aus der Erfahrung abgeleitet wie man jetzt eine größere Anzahl von Köpfen rasch hinter einander auf dasselbe Blatt photographiert, um das Gemeinsame aller in den stärksten der sichtbar gewordenen Umrisse zu erkennen.

Ich fürchte nicht, daß ich mich zu weit verfehle, wenn ich meine, man setzt heute ‚Bildung' in eine gewisse Summe gewisser Kenntnisse, ziemlich ohne Rücksicht darauf, von welcher Fähigkeit diese Kennt-

nisse getragen werden. Wer unsere gewöhnlichen mittleren und oberen Schulen durchlaufen hat, erwirbt damit nach allgemeiner Ansicht das Recht auf die Bezeichnung ‚gebildeter Mensch'. Er muß die Zeitung lesen können, ohne zu viel über geographische Namen zu stolpern, muß demgemäß über die Tagesereignisse die Meinung wenigstens einer Zeitung wiederzugeben vermögen, ohne daß er natürlich irgend eine tiefere Einsicht in wirtschaftliche und politische Verhältnisse zu verraten brauchte. Er muß über das Theater als Sachverständiger reden, muß von den Romanen, welche eben an der Oberfläche schwimmen, etwas gehört oder zum mindesten eine Recension über sie gelesen haben. Versteht er ein paar fremde Sprachen, besitzt er gute Manieren, hat er sich aus Overbeck und Lübke genug gemerkt, um seine Eindrücke von neuen Gemälden in vorsichtiger Allgemeinheit auszusprechen, vermag er eine Symphonie Mozart's von einer Volkmann's zu unterscheiden und ein Wagner'sches Leitmotiv zu verfolgen, so belohnt eine anerkennende Gesellschaft dieses Verdienst, indem sie seiner Note ‚gebildet' die Steige-

rungen ‚sehr, fein-, hoch-' in angenehmer Abwechslung vorsetzt. Und wenn er gar, im Besitz dieser trefflichen Eigenschaften, noch einen Beruf anständig betreibt, so nennt man ihn mit aufrichtiger Hochachtung einen ‚vielseitig' oder ‚umfassend' gebildeten Mann.

Ich zögere nicht, zu bemerken, daß ich mich dieser landläufigen Weise, verschiedene Nüancen von ‚Bildung' als gesellschaftlichen Stempel zu vernutzen, nicht anschließe. Ich halte die jetzt vorherrschende Auffassung von ‚Bildung' für zu eng, sie scheint mir weder dem heutigen Stande unserer Kultur angemessen, noch auch geeignet zu sein, eine brauchbare Unterlage für ein modernes Lebensideal, geschweige denn eine richtige Bezeichnung desselben abzugeben. Ich will aber nicht sofort mit dem herausrücken, was ich mir unter ‚Bildung' denke, sondern lieber einige Bemerkungen voranschicken, die hauptsächlich Manches ablehnen und beschränken sollen, wodurch dann von selbst deutlich werden mag, in wie fern ich glaube, daß man wol tun wird, den Begriff ‚Bildung' höher zu stellen, weiter zu fassen und mit einem reicheren Inhalt auszustatten. —

Wie wird man heutzutage ein gebildeter Mensch? Welche sind die vornehmsten Quellen unserer Bildung? Zunächst natürlich die Schule. Den elementaren Unterricht wollen wir sogleich bei Seite lassen, da wir nicht mehr denken wie jener altdeutsche Dichter, der die Gelehrsamkeit eines Ritters preist, weil er Bücher zu lesen verstand. Bleiben wir bei der ‚Mittelschule' stehen. Es ist noch nicht lange her, daß man den jungen Mann, der das Gymnasium hinter sich hatte, ohne Bedenken ‚gebildet' nennen durfte. Heute scheint es mir doch einigermaßen zweifelhaft, ob man jeden, der durch die immer weiter werdenden Maschen des Abiturientenexamens ins Leben, das heißt fürs erste zumeist ins Universitätsleben gerutscht ist, ohne weiteres zu den Gebildeten zählen darf. Freilich, wenn man sich alle die Gegenstände des Gymnasialunterrichtes mit ihren Unterabteilungen, die sich allmählig wieder zu selbständigen Fächern auswachsen, vor Augen hält, wenn man die ganze wirre Masse von Wissensstoff überlegt, welche, Schicht auf Schicht, in dem jugendlichen Haupte eines Abiturienten Raum finden soll,

dann müssen alle Bedenken schwinden. Oder doch nicht? Wie kurzlebig ist diese bunte Schaar von Kenntnissen, welche sich in atemloser Hast während einer Flucht von acht Jahren in das Gedächtniß — aber auch nur in das Gedächtniß — des Schülers drängen! Sie treten einander auf die Hacken, sie bringen sich gegenseitig um, bevor sie noch von dem Jüngling recht gefaßt und geordnet werden können. Und ist die wüste Balgerei vorüber, haben sich die Pforten des Gymnasiums hinter dem ‚reif' befundenen geschlossen, so gebietet er nur selten wahrhaft über ein festgegliedertes Wissen, das dem Programme seiner Schuljahre entspräche: die zu Hauf getürmten Kenntnisse fügen sich nicht zu einem bleibenden Ganzen, sie verflüchtigen sich ungemein rasch, und die übrigen Reste erwecken in ihrem betrübten Besitzer eher das Gefühl der Leere und Öde als das eines gesicherten Reichtums, von dessen Zinsen die nunmehr anhebenden Arbeitsjahre des Lebens zehren sollen.

Ich table Niemand, nicht die Schulpläne, nicht die Lehrer. Jene sind aus der begreiflichen Sorge er-

wachsen, den Fortschritten der stets mehr specialisierten Wissenszweige unserer Zeit Rechnung zu tragen, und diese plagen sich ehrlich um eine Aufgabe, die nicht gelöst werden kann. Denn, Kenntnisse sind eben nicht Bildung; Bildung macht reif und frei, Kenntnisse nicht; sie sind Werkzeuge, die jedes für sich und alle zusammen nichts Tüchtiges vermögen, aber von der Bildung dem Schaffen dienstbar gemacht werden; sie sind Knechte und ihr Herr ist die Bildung.

Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als ob ich den Wert der Kenntnisse unterschätzte. Nur halte ich dafür, daß man mit ihnen allein die Erziehung zur Bildung nicht bestreiten kann. Das bloße Beibringen des vorgesetzten Wissensstoffes nimmt Zeit und Kraft von Lehrern und Schülern fast gänzlich in Anspruch, zwingt, das kürzeste Verfahren der Aneignung aufzusuchen, und erniedrigt den Unterricht zur mechanischen Abrichtung. Die Kenntnisse bleiben alle isoliert, gehen keine Verbindungen ein und zerflattern alsbald, weil sie weder unter einander, noch sonst irgend haften. Es ist eben einfach unmöglich, daß die Schule, welche einst

dazu bestimmt war, in den klassischen Sprachen und der Mathematik den Grund einer formalen Bildung zu legen und mit dem Studium des klassischen Altertums, der heimatlichen Litteratur und Geschichte ein bestimmtes Lebensideal wach zu rufen, nunmehr als Behälter für die unendlich anschwellende Masse des Wissens der Gegenwart gebraucht werde, ohne daß das Gefäß zerspränge und die Fülle des Inhaltes ergebnißlos zerflösse. Man schaffe neue Schläuche für den neuen Wein, oder gieße, wenn man dieß anders für richtig hält, das alte edle Getränk auch nur in die gewohnte, bewährte Kufe.

Verhält es sich so mit den Gymnasialstudien, so darf es Niemand Wunder nehmen, daß neben den Bemühungen um das Lernen die wirkliche Erziehung des geistigen Vermögens der Schüler zu kurz kommt. Und doch ist dieß das Einzige, um dessentwillen es sich für den Knaben lohnt, im Gymnasium zu verweilen. Kann man von dem Lehrer fordern, daß er mit dem einzelnen Schüler sich vertraut mache, sein Wesen verstehe und darauf wirke, wenn er eben nur Zeit hat, die

Namen der Zöglinge zu merken, bevor er durch die jährliche Verteilung von Fächern und Klassen wieder aus der Verbindung gerissen wird? Auch von dieser Seite aus erübrigt schließlich nichts anderes, als daß die Dressur an die Stelle des Unterrichtes, der Erziehung tritt. Der Lehrer kann nur, und wollte er es auch vielmals besser, sich ein Schema für seine Beziehungen zu den Schülern schaffen und darnach die einzelnen behandeln. Dieses Schema wird er notgedrungen seinem eigenen Wesen, seiner eigenen Entwicklung abnehmen. Und so wird er im Großen, Jahr für Jahr, berufsmäßig tun, was jeder Vater seinem Kinde gegenüber unternimmt, er wird versuchen, die Schüler zu Abbildern seines Wesens zu machen, sie unter die Regel zu beugen, in welche ihn sein Leben gezwungen hat. Wie weit entfernt ist dieß vom Ideal alles Unterrichtes, das befiehlt, die Individualität des Schülers zu entwickeln und zu bilden, aus ihr herauszulocken, was in ihr verborgen ist, die eigentümlichen Gaben des Einzelnen zu erkennen und zu entwickeln, und daher die Erziehung in so viele besondere Fälle

aufzulösen als Zöglinge vorhanden sind? Hat Emerson, indem er die Eitelkeit des Vaters tadelt, der dem Sohn die eigenen Züge aufprägen will, zu denen er sich gar nicht schickt, umsonst die goldenen Worte gesprochen: ‚Können wir nicht die Menschen in ihrer eigenen Art gedeihen und ihres Lebens sich freuen lassen? Du bemühst Dich, aus diesem Jungen eine Wiederholung Deines Selbst herauszuzwängen, Einer von der Sorte ist doch genug!‘ — Ich verkenne nicht, daß es in den alten Kulturländern Europa's an den Mitteln, und was gleichviel bedeutet, an der Zeit gebricht, bei dem Übermaß von Schülern das Ideal des individuellen Unterrichtes durchzuführen. Aber wenigstens sollten die ungeheuren Fehlerquellen, welche die methodische Schafschur unseres Erziehungswesens mit sich bringt, dem öffentlichen Gewissen klarer sein als das bisher der Fall ist, man sollte die Verschiedenheit der Lehrstoffe verringern, die Lehrziele selbst niedriger stellen; und wenn es dann weniger gute Zeugnisse gäbe, deren Schein hervorzurufen die Lehrer veranlaßt werden, so gäbe es dann mehr wirkliches Wissen bei den Schülern,

das zu einem Bestandteil ihres geistigen Wesens geworden wäre und ein Rückgrat des künftigen Charakters bildete.

Unsere Universitäten — so schreiten wir zu den höheren Quellen der Bildung aufwärts — entsprechen, wie ziemlich allgemein anerkannt ist, wenig dem Namen, den sie tragen. Bezeichnete dieser eine Einheit wissenschaftlicher Studien, so zerfällt die Universität heute in eine Anzahl von Fachschulen, die für diesen oder jenen Beruf vorbereiten. Selbst die Fakultät, in welcher der ideale Zusammenhang aller Studien, wie ihn das Mittelalter kannte, am längsten nachgewirkt hat, die philosophische, ist jetzt durch ihre Lehrziele und ebenso durch die Methode ihrer fast kaum mehr übersehbaren Specialfächer der ursprünglichen Organisation entfremdet. Der Rahmen ist bewahrt, er hält aber nicht mehr zusammen, sondern ist allenthalben brüchig und zerborsten. — Bringt nun das Gymnasium gebildete Menschen im vollen Sinne des Wortes nicht mehr hervor, wie könnte dieß die Universität, welche sich mit Bildung gar nicht mehr beschäftigt, sondern

nur darnach trachtet, die Talente für die Übung eines besonderen Berufes zuzurichten? Die Vereinzelung der Fächer geht eben außerordentlich weit. Der absolvierte Jurist oder Mediziner ist deßhalb und an sich heute ebenso wenig ein gebildeter Mensch als der Abiturient des Gymnasiums. Handwerk bleibt Handwerk: gleichviel, ob es mit dem Mikroskop ausgeübt wird oder mit dem Lesartenapparate eines alten Schriftstellers. Wer den Zusammenhang seines Wirkens mit dem seiner Zeit nicht versteht und nicht über die Scheulappen seiner Besonderheit hinausblickt, wer seine Arbeit nicht mit der des modernen geistigen Lebens vergleichen kann und dadurch des Maßstabes für seine Leistung entbehrt, der bleibt banausisch und ein Handwerker, obwohl er immerhin und nicht mit Unrecht als eine schätzenswerte Kraft selbst in gelehrten Kreisen gelten mag. — Gewiß sind die manchen Widersprüche, die jetzt im Wesen unserer Universitäten klaffen, die Schäden, welche da sichtbar werden, nur das Ergebniß einer unaufhaltsamen Entwicklung. Die Berufsarten, zu denen akademische Ausbildung nötig ist, setzen eine solche An-

häufung von Kenntnissen voraus, die binnen weniger Jahre erworben werden müssen, daß während dieser Zeit die Augen unverwandt auf das Ziel zu richten sind und rechts oder links auszublicken nicht verstattet ist.

Wenn sonach die Schule, auch höheren Ranges, wie sie bei dem Kompromiß zwischen den alten Formen und dem Begehren der Gegenwart eingerichtet ist, ‚Bildung' im weiteren Sinne in der Regel nicht zu gewähren vermag, so gebricht es dafür sonst nicht an Mitteln. Schweigen will ich von dem Leben selbst, in welchem der aufstrebende Jüngling und Mann um seinen Platz kämpfen muß. Denn zwar lernt man allerlei in dieser schweren und harten Schule, dessen am meisten, das man am wenigsten erwartete; doch wer seine Bildung durch das Leben gewinnen wollte, der würde in langer Lernzeit einen Preis dafür bezahlen, welcher zu dem Erworbenen außer jedem Verhältniß steht. Die Lehren des Lebens haben einen großen Vorzug: sie werden nicht leicht mehr vergessen und wurzeln sicherer als Alles, was uns sonst von

der Weisheit der Welt eingeflößt wird, aber sie hab.n auch eine üble Eigenschaft: man gelangt in ihren Besitz zumeist erst dann, wenn die Gelegenheit, den rechten Nutzen daraus zu ziehen, bereits entschwunden ist.

Der Verkehr mit Menschen, wie er das einfachste und natürlichste, so wäre er auch das zweckentsprechendste Mittel, die Bildung zu erweitern, zu vervielfältigen. Nicht, sie zu erlangen, denn man muß ein gut Teil davon bereits haben, wenn man die Menschen dazu bringen will, ihr Bestes im Gespräch zu geben. Den geselligen Verkehr so fruchtreich zu gestalten, ist eine nicht geringe Kunst und in unserm Jahrhundert vielleicht seltener als in den letztvergangenen. Aber wenn es unseren deutschen Ländern auch an den eigentlichen ‚Salons' mangelt, deren Überlieferung in Frankreich nie ganz abgerissen ist, so gibt es doch bei uns in großen und kleinen Städten Kreise genug, welche jene schwerflüssigere Art deutscher Konversation pflegen, die nach Gustav Freytag zwischen Geplauder und Erörterung mitten innen schwebt. Ja gerade an kleinen Orten, zu welchen die Bewegungen

der Gegenwart in ruhigerem Wellenschlage gelangen, reifen bisweilen die edelsten Früchte der Bildung und duften die feinsten Blüten, als Lohn der stillen Hut und Sorgfalt. Darum kann ich die Klagen nur teilweise für berechtigt halten, welche uns die ‚Gesellschaft' absprechen; Manches fehlt allerdings: die rechte Organisation, die Gewöhnung, die Ungezwungenheit der geselligen Sitte, die doch eben des Bannes der Sitte nie vergißt. Dann wieder ist es um äußere Einrichtungen übel bestellt. So fehlt uns der Club, ein Institut, welches um so wichtiger ist, je mehr noch die Wolhabenheit der gebildeten Volksschichten des Erstarkens bedarf. Doch wird das ja zusehends besser.

Ein anderes wichtiges Bildungsmittel, das Reisen, hat erst geraume Zeit nach dem Entstehen der Eisenbahnen ungeahnten Aufschwung genommen. Wer nur über ganz mäßige Wohlhabenheit verfügt, dem Beamten, dem Lehrer, ist es jetzt möglich, nicht bloß auf einer alpinen Rundreise des Jahres etliche Wocheu lang Bergluft zu atmen, sondern wirklich weite Fahrten, die auch heute noch den Namen ‚Reise' verdienen,

kann er unternehmen, die Schweiz und Italien sind ihm bekannt, Holland, neuestens Skandinavien, liegen ihm nicht zu sehr aus dem Wege. Man darf diese erhöhte Beweglichkeit als kulturfördernd dankbar begrüßen. Sie erweitert den Gesichtskreis des Einen, dem bisher die Ferne verschlossen war, aber auch des Andern, der schon früher seiner Lust zu reisen Genüge tun konnte, und wenn das ganze Reisewesen allmählig demokratisiert wird, so ist die flüchtige Begegnung, das Berühren, der Austausch verschiedenartigster Menschen, die sich alle in einer gewissen Spannung und erhöhten Stimmung befinden, auch für die Gesammtheit kein Schade. Doch wird man vorsichtig den Gewinn, welchen das heutige Reisen der Bildung einbringt, nicht all zu hoch anschlagen. Ich sehe ab von dem Vorteil, der für die überreizten Nerven des Vergnügungsreisenden jedesfalls aus dem Ortswechsel, der Bewegung, den schnell vorüberziehenden Bildern entsteht; je oberflächlicher seine Wahrnehmungen sind, desto eher wird der Erholungsbedürftige von dem Drucke entlastet, dem er eben entfliehen wollte. Und

die Summe neuer Anschauungen ist immer schätzenswert. Nur darf man Sehen und Kennen nicht verwechseln, nicht glauben, daß man ein Land studiert habe, von dem man nur die Punkte besuchte, welche Bädeker notiert und das Rundreisebillet erlaubt, oder daß man die Physiognomie einer Stadt verstehe, weil man zwischen Bahnhof und Hôtel hin und her gefahren ist. Den wahrsten Gewinn des Reisens, daß man, auf sich selbst gestellt, ohne die Krücken des gewöhnlichen Daseins, ohne die Verbindungen und Privilegien des heimatlichen Berufes, nach seinem wirklichen Wert genommen und beurteilt wird, daß man ferner den eigenen Lebensmaßstab mit dem ganz anders gearteter Menschen vergleicht, dadurch gerechter wird und demütiger, diesen Gewinn heimst nur ein, der langsam reist. In diesem Betrachte ist die intime Kenntniß eines neuen, kleinen Gebietes nützlicher als die unruhigen weitschweifenden Streifzüge des modernen Reisenden, und sollte das bedachtsame Reisen der älteren Zeit durch die Atemlosigkeit des Touristen ganz verdrängt werden, so schiene mir dieß ein be-

klagenswerter Nachteil. Man bedenke nur: immer gleichmäßiger werden die Ansprüche an das Leben allerorts, und wie die Preise in Stadt und Land und in verschiedenen Städten bald auf demselben Niveau stehen, so findet auch der Reisende, der nur beobachtet, was für ihn vorbereitet wurde, allgemach überall dieselben Dinge und Einrichtungen, dieselben Speisesäle, die gleich höflichen, mehrsprachigen Garçons; selbst die Landschaft wird für ihn präpariert, und in der Stadt weist ihn der Lohndiener an jene Plätze und Straßen, die er für die elegantesten hält, das heißt die, welche so ziemlich überall gleich aussehen. Es versteht sich, daß der Reisende um so schlimmer daran ist, je mehr er auf den meistbesuchten Hauptlinien des Verkehres bleibt.

Wie hat sich das seit einem Jahrhundert geändert, Als der englische Adel die ‚große Tour' erfand, welche jeder Gentleman gemacht haben mußte, da war sie für Viele das Hauptereigniß des Lebens. Sie dauerte ein bis zwei Jahre, auch länger, und umfaßte gewöhnlich Frankreich, Italien, Holland, Teile Deutschlands

und Österreichs. In den größeren Städten war man an bedeutende Häuser adressiert, durch deren Hilfe man mit Land und Leuten genau bekannt werden konnte. Die großen Bauten der Fremde wurden in Abbildungen oder selbstgefertigten Skizzen der Mappe einverleibt, Kunstwerke erworben oder wenigstens durch wiederholtes Beschauen vollkommen genossen. Aus solchen Reisen schöpfte Montaigne die Anregung zu seinen unsterblichen Essays. So wurde für Goethe's Vater die italienische Reise das glänzende Meteor, dessen poetischer Schimmer das einförmig kahle Leben des alten Herrn verklärte, aber auch im Herzen des Sohnes die Sehnsucht entzündete, welche in vollen Zügen erst durch die eigene Fahrt nach dem gesegneten Süden, dem Lande des Ideales, Befriedigung fand. Wie sie eine Wendung im Leben des Dichters, aber auch in der Geschichte unserer modernen Litteratur ausmachte, weiß Jeder. In der Reise, die heute zwischen Studienzeit und Lebensarbeit des vornehmen Engländers eingeschaltet wird, die den amerikanischen Geistlichen oder Gelehrten nach Europa führt, die von dem deutschen und

schweizerischen Kaufmann seinem Sohn vorgeschrieben wird, ist nur ein dürftiger Rest jener älteren grande tour erhalten, aber ein bewahrenswerter. Wir sollen nicht deßhalb verlieren, was uns die Reiseerleichterungen der Gegenwart bieten, es aber für uns fruchtbringender machen, indem wir das Zeitmaß unserer Fahrten verlangsamen, mit offenen Augen und wol auf alles Eigenartige achtend durch das fremde Land ziehen. Emerson's kraftvoller Geist umklammerte vom Arbeitszimmer und vom Spaziergang in Concord aus den Erdball, so daß er keine neuen Gedanken antraf, als er im Louvre und im Vatican vor den Kunstwerken stand, oder in Sorrent die Pracht von Land und Meer einsog; wir Ärmeren werden immer auf Reisen ziehen wie Saul, der Sohn Kis', welcher die Eselinnen suchte und die Krone fand.

Bedeutete die Reise einst mehr im Leben des Einzelnen und hat sie sich dafür, wie zum Ersatze, in den Dienst einer unendlich größeren Zahl von Individuen gestellt, so ist ein anderes Mittel bildenden Verkehres, der Brief, auf dem besten Wege, uns ganz

abhanden zu kommen. Die Kunst des Briefschreibens geht verloren, denn die Zettel oder Blätter, welche wir heute mit Familiennachrichten füllen, das sind keine Briefe. Der Brief des vorigen Jahrhunderts ist ein Mémoire zwischen Menschen, die sich selten schreiben, er stattet an den Freund Bericht ab über Alles, was das Leben interessant macht, über Erfahrungen, Studien, Fortschritte des Denkens; schrieb man sich oft, dann wurde er zum fortlaufenden Bekenntniß, zum adressierten Tagebuche, welches Empfindungen und Stimmungen verzeichnete, doch so, daß sie sich der Teilnahme des Freundes gefällig darstellten, also mit künstlerischer Absicht zubereitet. Wo schreibt man heute solche Briefe? Kann man in unserer Zeit dem Freunde oder der Freundin, wenn sie nicht sehr jung sind, zumuten, daß sie für ein Briefbündel Geduld und Aufmerksamkeit bewahren, verlangt man wol von sich selbst solche zeitraubende Leistung? Die Litterarhistoriker des zwanzigsten Jahrhunderts werden nicht viel Mühe aufzuwenden brauchen, um die Briefwechsel zwischen den Führern der modernen Dichtung heraus=

zugeben. Schon heute ist eine Erscheinung wie Melchior Grimm, die uns eben Edmond Schérer aufs feinste und schönste umrissen hat, eine Unmöglichkeit. Der echte und rechte Brief, in dem Etwas zu lesen, nicht allein zu überfliegen steht, der stirbt ab; Eisenbahn, Telegraph und Telephon gehen ihm ans Leben, aber sein Todfeind, auf dessen Gewissen wir sein Ende abladen wollen, ist die Zeitung.

Wie die Zeitung, ein Hauptmedium moderner Bildung, zu einer Weltmacht erwachsen ist, darf man ein Wunder nennen. Denn die Fortschritte, welche seit den ersten deutschen Nachrichten aus Brasilien, 1505, bis in den Anfang des neunzehnten Säculums hinein von der Zeitung gemacht wurden, waren gering. Sie blieb im Wesentlichen, was ihr Name andeutete, ein fliegendes Blatt mit Neuigkeiten, enthielt sich in der Regel jedes Urteils darüber oder gab höchstens die Ansicht der Landesregierung wieder. Man darf sagen, daß erst gegen die Nähe der Julirevolution von 1830 die Zeitung anfängt, eine ernste Rolle zu spielen. Dann aber wächst ihre Bedeutung mit dem Aufkommen

der neuen Verkehrsmittel, welche sie sofort zu ihrem Dienst zwingt, ins Ungeheure. Bei der zweiten Umsturzbewegung des Jahrhunderts, der von 1848, steht sie bereits im Vordertreffen. Und noch weiter, welcher Abstand zwischen damals und heute, im Zwischenraume von nicht viel mehr als einem Menschenalter! Die Zeitung ist der wichtigste Träger der modernen Entwicklung. Regierungen und einzelne Stände, die ihr feind waren, haben sie zuerst fürchten, dann sich ihrer bedienen gelernt. Sie ist jetzt der stärkste Hebel im Apparate menschlicher Arbeit, bewegt und bewegend zugleich. Sie dringt überall hin, bringt verborgenes Unrecht an den Tag und scheue Tüchtigkeit, sie schärft das Auge des Gesetzes, kein Bösewicht ist vor ihr sicher. Sie ist die einzige, und deßhalb so wertvolle, öffentliche Kontrolle menschlicher Handlungen, in ihr concentriert sich das allgemeine Gewissen. Die Großen der Welt schließen Kompromisse mit ihr, teilen ihr mit, was ihnen dienlich erscheint, und lassen erwünschte Darstellungen durch sie ausgehen. Den kleinen Leuten weit im Lande ist sie noch immer etwas Merkwür-

diges, Unheimliches; dem Zeitungsschreiber haftet
wenig vom Zauberer an, was freilich nicht m
lange dauern wird, da die Umstände, und wol a
er selbst, bemüht sind, den Nimbus zu zerstören. N
mand kann die Zeitung entbehren. Wenn eines Ta
plötzlich nirgend eine Zeitung erschiene, so würde d
kaum eine geringere Aufregung unter den Mensch
hervorbringen als ein allgemeines Erdbeben. W
könnten heute so wenig daran denken, die Zeitung
unterdrücken, als es uns in den Sinn käme, sämm
liche Schienen aufzureißen und die Eisenbahn fo
zudekretieren. Mit unserem ganzen Leben ist die Z
tung verflochten, eine Zukunft ohne die Zeitung
irgend einer Form ist nicht vorstellbar.

Das ist Alles bekannt und jedes weitere Wort darü
unnötig. Auch weiß Jedermann, wie viel die Mens
heit dieser ihrer wichtigsten Kulturmaschine schuld
und ich brauche nicht an die schöne Stelle in Gust
Freytag's Journalisten zu erinnern, in der aus
sprochen wird, zu welch tiefem Danke das mode
Leben jener ungeheuren, zumeist doch namenlo

Schaar verpflichtet ist, welche Tag für Tag sich selbst dem vernichtenden Dienste der Zeitung geweiht hat. Weniger nachdrücklich hingegen wird, so scheint es mir, erwogen, welche Nachteile das großartige Gedeihen der Zeitung mit sich führt. Sei es, daß man sie des Nutzens halber übersehen will, sei es, daß man sich scheut, ungünstig über die Zeitung zu reden, jedesfalls ist die Zurückhaltung vorhanden. Und doch ist auch die Zeitung ein menschlich Ding, das dem gemeinen Schicksale alles Menschlichen unterworfen ist und Gutes und Böses, Segen und Unheil, aus einer Wurzel aufsprießen läßt. In der Tat wirkt die Zeitung auf die Menschheit fast verhängnißvoll. Mein verstorbener Freund Ferdinand Kürnberger, der einer der vornehmsten Journalisten war, die es geben kann, und der in Wahrheit von sich zu sagen vermochte, daß er nie eine Zeile anders als um der Sache willen geschrieben habe, pflegte zu behaupten, die Presse sei das verderblichste Institut der Neuzeit, sie sei ein Schädling, und werde sie nicht ausgerottet, so sei der Untergang der Menschen besiegelt. Das war der höchst

übertriebene Ausdruck einer berechtigten Empfindung. Sehen wir näher zu.

Alle Morgen wird auf unseren Frühstückstisch mit der Zeitung ein Bündel der verschiedenartigsten Neuigkeiten gelegt: Weltlauf und Privatschicksale, Handel und Verkehr, Feuilleton und Theaterskandal, Börse und pikanter Roman. Unter dieser Fülle von Dingen, wie Vieles davon ist brauchbar für unser Leben und unsere Bildung? Wie Vieles nährt das heilige Feuer der Humanität? Und wie Vieles schmeichelt unseren schlimmeren Neigungen und Trieben? Man sage nicht, daß hier nur das Angebot der Nachfrage entspreche; die Nachfrage hätte zurückgedrängt werden können, wäre das Angebot nicht so eifrig gewesen. Und wenn es dabei bliebe! Wenn wirklich nur Neues mitgeteilt würde! Aber damit hat es sein Bewenden nicht, der Leser erhält durch die Zeitung nicht bloß den Stoff, sondern den Stoff in einer bestimmten Form und Fassung, begleitet von einem entschiedenen, wenngleich anonymen Urteil. Ich wiederhole, daß ich wahrhafte und ernstliche Achtung vor dem Stande des Zeitungs-

schreibers hege und sie mir auch nicht durch dunkle Gestalten verleiden lasse, welche in diesem, wie in jedem anderen, auftreten. Ich weiß genug Männer von der Feder, die in ehrlicher Arbeit, unbestechlich und doch ohne je Gerechtigkeit zu erfahren, reiche Kenntnisse und gewissenhaftes Streben der Zeitung aussichtlos opfern. Andererseits aber ist es mir und Vielen zu Zeiten ein unbehaglicher Gedanke, daß Jemand, den ich nicht kenne und vielleicht auch nicht zu kennen wünsche, mir seine Ansicht als ausgehend von der Autorität der öffentlichen Meinung aufzwingt. — Bedeutsamer ist ein anderes Moment. Indem die Zeitung täglich einer immer zunehmenden Zahl von Menschen, die allmählig nur die Analphabeten ausschließen wird, nicht nur das Neue, sondern auch sofort das Urteil darüber vorlegt, indem sie nicht bloß von dem Buch, der Bühnenvorstellung erzählt, sondern in Kritik und Feuilleton dem Leser auch gleich die Stellung dazu vorschreibt, gewöhnt sie ihre Abonnenten ganz langsam daran, einer selbständigen Ansicht zu entsagen. Mag sich ein eifriger Zeitungsleser noch so sehr und so lange sträuben

die Meinung des Blattes, das er hält, als die seinige aufzunehmen, es kommen erst Augenblicke, dann Tage und Wochen, in denen es ihm bequem ist, wenn das Journal für ihn denkt, und ist er erst so weit, dann wird ihm das Denken überhaupt zu mühsam und er überläßt es ein für allemal seinem gedruckten Orakel. Je mehr der Lebenskampf den Einzelnen in der Gegenwart beansprucht, desto leichter begibt er sich des eigenen Denkens und fällt der Zeitung anheim. Und es sind keineswegs die Oberflächlichen und Schlechten, denen das geschieht, auch die Guten und Tüchtigen gleiten nach und nach von der Duldung zur Gewohnheit, von der Gewohnheit zur Urteilslosigkeit die schiefe Ebene hinab. Welcher Schade jedoch damit angerichtet wird, das brauche ich nicht zu beschreiben. Zu einer Zeit, wo so verschiedene mächtige Tendenzen dahin treiben, die Spitzen und Kanten originellen Denkens, der Individualität, zur geraden, einförmig nüchternen Linie einer allgemeinen Meinung abzuschleifen, ist die Zeitung die riesenhafte Hilfsmaschine, welche dieser Tendenz vorgespannt wird, wenn sie etwa an einem Stück ur-

sprünglicher Kraft und Gesinnung ein Hinderniß fände. Und noch mehr! Wie viele Menschen beziehen überhaupt ihre Bildung nur aus der Zeitung! Das heißt, sie halten die Masse von Notizen, welche sich bei fleißigem Kaffeehausbesuch in ihnen aufhäuft, für wirkliche Kenntniß, die ein verständiges Urteil zu stützen vermöchte, und setzen als richtige Allerweltskerle, die in sämmtlichen Sätteln gerecht sind, ihre Seichtigkeit schlechtweg einer ernsten und tüchtigen Bildung zur Seite. Diese Halbbildung, dieser Wechselbalg, dieser angeflogene Schein von Wissen und Erkenntniß, sie sind der gefährlichste Feind alles Bestrebens nach wahrer und gediegener Bildung.

Was läßt sich da tun? Sehr geringes, und ohne zielbewußte Vereinigung größerer Mengen von Gebildeten gar nichts. Wer weniger Zeitungen liest, wird mehr Bücher lesen, in denen sich ernste Gedankenarbeit vor ihm ausbreitet, er wird den Mut der eigenen Meinung behalten, der, sollte sie auch falsch sein, gewiß wertvoller ist als die gedankenlose Zustimmung zum Richtigen. Und fordert die Zeit einen ganzen

Menschen, — nicht solche, die aus Zeitungsartikeln zusammengeleimt sind — so wird er auf den Plan treten wider den Lehmriesen, den Golem der öffentlichen Meinung, und sobald er diesem nach der schönen alten jüdischen Sage die Buchstaben des Namen Gottes von der hohlen Stirne gewischt hat, als unblutiger Sieger neben dem zusammengebrochenen Haufen toter Erde stehen. —

Beginnen wir den Tag mit der Zeitung, so schließen wir ihn gern mit dem Theater und erwarten, auch von diesem in unserer Bildung gefördert zu werden. Sind wir dazu noch berechtigt? Dürfen wir mit unserm Schiller das Theater noch eine moralische Anstalt nennen und ihm in der ästhetischen Erziehung einen Platz einräumen? — Jedesfalls ist das Theater heute ungemein verbreitet, vielleicht mehr als je zuvor, und deßhalb, meine ich, auch mächtiger als zuvor, obgleich es nicht die intime Fühlung mit den Regungen des Volkslebens haben mag wie in seinen vergangenen Glanzperioden. Wir können unser Theater nicht mit dem griechischen vergleichen, dessen Aufführungen fast

religiöse oder Staatsakte waren, wo Götter und Heroen auf der Bühne wandelten, die tragische Fabel, noch bevor sie vom Künstler zum Gedicht gestaltet wurde, aus der höchsten Poesie, dem Mythos, genommen war, oder wo Aristophanes die jüngste bewegte Gegenwart Athens in die höheren Regionen der reinen Komik hob, und mit dem Realismus aller wahren Kunst den Griechen ihr eigenes Treiben abschilderte. Anders auch ist das Drama der Elisabethanischen Zeit, wo der Puls des energisch aufstrebenden Lebens einer großen Nation in dem Schauspiel schlug, die Kräfte der nordischen Renaissance sich in den Dichtungen Shakespeare's und seiner Genossen zur höchsten Leistung zusammenfaßten. Wie kein anderes ist das spanische Drama aus dem Wesen des Volkes hervorgewachsen, in den Werken Calderon's und Lope's ergießt sich ein Strom buntester Bewegung in gereifter, fein gebildeter Form und doch mit aller Freiheit Shakespeare'schen Geistes, in ihnen haben Religion und Poesie eine Verbindung eingegangen, die vielleicht einzig bleibt. Und wiederum ist das Theater der großen Franzosen ein

anderes, deren Tragödien wir seit Lessing wol zu sehr zurücksetzen, — bleiben sie doch in ihrem stattlichen Gange, der Melodie, dem Fluß ihrer Verse und Sentenzen echte Schöpfungen eines hochstehenden Volkes —; gerechter sind wir gegen Molière, den größten Sittenmaler der Bühne, von unerschöpflicher Gestaltungskraft, in den glänzendsten, sprühendsten Versen von tiefsinnigem Ernst. Und selbst die weniger fruchtbare Bühne Schiller's und Goethe's, ihr Atem war doch die Kunst, deren Ziele und Wege streng erwogen wurden. Zu der Höhe idealer Gesittung strebten Dichter und Schauspieler. Dadurch war auch diese deutsche Bühne von unserer modernen entfernt.

Denn, nimmt man etliche wenige Theater aus, an denen, durch die reicheren Mittel der Fürstenhöfe gehalten, die Kunst in Tragödie und Lustspiel mit Hingebung gepflegt wird, so darf man sonst im Allgemeinen unsere Bühne kaum mehr eine Bildungsanstalt nennen. Das Publikum selbst sucht ja dort nicht Bildung. Es sucht nach dem nervenaufregenden Getümmel des Tages abspannenden Zeitvertreib, die leichte Auf-

regung, welche das Verdauungsfieber befördert, unterhaltende Vorbereitung auf die Whistpartie des Abends, mit einem Worte, es will nicht angeregt und erhoben, sondern amüsiert und zerstreut werden. Dazu dienen nun vortrefflich die Gattungen, welche gegenwärtig das Répertoire vieler großen, der meisten mittleren und kleinen Bühnen beherrschen. Vor Allem die Operette, eine ganz unkünstlerische Zwittergestalt, mit den Cancanrhythmen ihrer leeren, aber schmeichlerischen Musik, dem Glanz und Flitter ihrer Costüme, der bodenlosen Frivolität des Inhaltes. Sie fordert die reichsten Mittel, sie stumpft die Sinne ab, ertötet den Geschmack an Allem, was wirkliche Teilnahme des Zuschauers verlangt, und verdrängt Alles, was sie nicht beeinflußen kann. Ihr steht würdig, wenn auch dienend zur Seite unser modernes Lustspiel. Als der alte Gottsched und später unser Sonnenfels im vorigen Jahrhundert den Hanswurst erschlugen und Lessing sich des harmlosen Volkslieblings und seiner Späße annahm, da dachte Niemand, daß er ein Säculum später seine Auferstehung glorios feiern und im Triumph über die Bühne ziehen

würde. Und doch ist es so. Nur heißt das Stück nicht mehr ‚Posse‘, sondern ‚Lustspiel‘, führt keine Jahrmarktsszenen, sondern Salons der guten Gesellschaft vor und gibt den ehrwürdigsten Witzen durch eingeflochtene Kalauer einen neuen Anstrich. Die Lazzi sind die alten, aber nicht mehr naiv und lustig, sondern frivol und geistlos. Da waltet nicht der einschneidende Witz der antiken Komödie, nicht die graziöse Heiterkeit Molières, nicht die tolle, aber lebensfrische Ausgelassenheit des englischen Lustspiels, und selbst die flache, anmutige Plauderei Scribe's in seinen Farcen und Vaudevilles erscheinen im Abstande dagegen wie klassisch. Die große Tragödie, das ernstere Drama treten ganz zurück, — Fitger und Wildenbruch kämpfen sich kaum zur Aufführung durch — wider sie vereint sich das Heiterkeitsbedürfniß des Publikums mit der Sehnsucht des Direktors nach vollen Kassen.

Wie steht es bei den übrigen Künsten? Wirken Maler, Bildhauer und Musiker, jeder in seiner Weise, für die Bildung? Ich muß es Berufeneren überlassen, darauf zu antworten. Dem Laien mag es scheinen,

daß die Künstler mit einer Rührigkeit ihren Zielen zustreben, welche nur wünschen läßt, die Ziele möchten erstrebenswerte sein. Die Technik ist um so Vieles reicher und mannigfaltiger geworden, Mittel und Wirkung so viel komplicierter, möchten sie einer großen Einfachheit dienen! Von der Musik dürfen wir es ja behaupten, daß sie noch immer im Aufwärtssteigen begriffen ist, haben doch die letzten Jahrzehnte in Richard Wagner wieder einen Meister ersten Ranges hervorgebracht. Im Triumphe ziehen seine Werke über die ganze Erde, und danken sie diesen Sieg gewiß, zum Teile dem gesteigerten Ausdruck einer nervös leidenschaftlichen Stimmung, von der sie erfüllt sind, so wohnt ihnen doch auch wahrhafte Schönheit inne, welche über die mit der Sicherheit des Genius gefundenen großen Stoffe unvergänglichen Glanz breitet. —

Es war im Ganzen ein ziemlich trübes Bild, das hier aufgerollt wurde, und es ist zuweilen ein starker Glaube an die Zukunft nötig, um für die Zukunft zu arbeiten. Wenn es sich so mit den Quellen unserer Bildung verhält, was ist von der vornehmsten zu

sagen, von der Litteratur, der Schatzkammer alles Geisteslebens, den Büchern? Nutzen wir sie recht, so kann mancher Schade, der sich von selbst aus den heutigen Zuständen ergibt, dadurch gelindert und geheilt werden. Was können uns Bücher helfen, was dürfen wir von ihnen hoffen?

Und wollen wir nicht auch jener ‚wahren Bildung‘ näher treten, von welcher bisher nur etwas mysteriös die Rede war?

Im nächsten Abschnitt soll es versucht werden.

2.

Ziele.



Jedem Menschen, der ernstlich über sich nachdenkt, ist das Bedürfniß eigen, zu ergründen, woher er komme, wo er steht, wohin er gehe. Von der Gegenwart aus, die er zu kennen glaubt, wendet sich sein suchender Blick in das Dämmer der Vergangenheit, in die dunkle Zukunft. Es ist eine Erzählung von tiefer, rührender Symbolik, die berichtet, wie jener angelsächsische König von den christlichen Glaubensboten wissen wollte, was es mit dem Sperling auf sich habe, der aus der Nacht durch die erleuchtete Halle in die Nacht flattert, und wie er, mit der erhaltenen Antwort zufrieden, sich habe taufen lassen. Nächst

dem eigenen Schicksal fordert das des Volkes, dem man angehört, der Zeitgenossen, die teilnahmsvolle Wißbegierde heraus. Und so ist es nicht bloß ein anmutiges Spiel der Einbildungskraft, wenn man zu raten versucht, wie etwa unsere Zeit und ihre Bestrebungen den Nachfahren in einem fernen Jahrhundert erscheinen mögen. Wird ihnen das neunzehnte als eine Epoche der Vorbereitung gelten oder der Erfüllung? Werden sie in dem gesammten Wirken der Gegenwart Wellenberg oder Wellental erblicken, aufstrebenden Fortschritt oder beruhigtes Zusammenfassen? Es kommt uns wunderlich vor, daß darüber Zweifel möglich sein sollten: empfinden doch wir nur die Unruhe, welche uns von einem Tag in den andern jagt, sehen wir doch fast stündlich das Neue, das auf uns eindringt. Was fällt zu unserer Zeit Alles in den Rahmen eines Menschenalters, welche Erfindungen, Entdeckungen, durch die das Äußere unserer Existenz immer wieder umgebildet wird! Welcher Abstand zwischen der Knabenzeit unserer Väter und der unserer Söhne! Hören wir es nicht aus allen Enden

der Welt auf uns zurauschen, daß unser Zeitalter das größte ist, welches je gewesen, daß wir in unserem Säculum weiter vorgeschritten sind als sonst in einem Jahrtausend, daß wir schneller leben als eins der uns vorgefahrenen Geschlechter?

Dieses letztere ist gewiß wahr, wenn auch vielleicht nur in dem Sinne, daß wir jetzt binnen einer Woche mehr von dem hören, was in der Welt vorgeht, wenigstens der Masse nach, als in alter Zeit während eines Jahres, und daß wir darum meinen, so Viel zu erleben, weil wir von so Vielen vernehmen, die jeder Etwas, und alle zusammen so Vieles erleben, was sich dann scheinbar in unser Dasein zusammendrängt. In Wahrheit aber erfährt der Einzelne am eigenen Leibe heute doch nicht allzuviel mehr, wenn wirs auf die Qualität wollen ankommen lassen, als sonst zu anderer Zeit. Und Menschen mit beweglichem, abenteuerndem Sinn haben allemal mehr erlebt als friedliche Stockpflanzen. Was aber jene andere Frage anlangt, ob nicht unser Zeitalter an Bedeutung und Umfang seiner Hervorbringungen die meisten früheren

weit übertreffe, so scheint mir die Antwort keineswegs so gar gewiß zu sein. Freilich haben wir eine unerhörte Revolution aller Verkehrsmittel gesehen, welche nun jede Veränderung oder Besserung unseres Zustandes rasch auf den ganzen Erdkreis überträgt, allein es hat auch schon Zeitspannen gegeben, in welche nicht weniger Tiefgreifendes sich zusammengedrängt hat. Man denke an Deutschland von 1420 bis 1520, vielleicht seinen glänzendsten Lebensabschnitt, an England 1650 bis 1750, an Frankreich 1700 bis 1800. Auch wir sehen die Dinge der Vergangenheit nur perspektivisch, und es wird der Historie sehr mühsam, uns zu belehren, daß zweihundert Jahre Pharaonenzeit oder römischer Kaiserherrschaft gerade so lange gedauert haben als vom westphälischen Frieden bis in unsere letzten Dezennien. Die Zeit schiebt sich uns in der Ferne zusammen und die Dinge; wir besitzen kein rechtes Maß dafür, abzuschätzen, wie die Kreuzzüge auf die damaligen Generationen gewirkt haben, selbst was die uns doch nahestehende Buchdruckerkunst zu ihrer Zeit für eine Umgestaltung hervorgebracht

hat, vermögen wir nicht genau zu ermessen. Darum vergrößert auch wol andererseits unser Auge die Errungenschaften unserer Zeit und ist nicht ganz vertrauenswürdig.

Wie wird in der Folge die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts beurteilt werden? So weit wir die Phänomene des geistigen Lebens geschichtlich verfolgen können, schließt sich an jede Flut eine Ebbe, jene nicht immer von derselben Mächtigkeit, diese nicht immer von derselben Dauer, in verschieden großen Zwischenräumen wiederkehrend. Durch etwa achtzig Jahre war ein gewaltiger Aufschwung poetischer Kraft in Deutschland zu beobachten, von Klopstock an bis Heinrich von Kleist, Grillparzer und Uhland. Kann das folgende Geschlecht etwas anderes denn Nachlese halten, können wir etwas anderes sein als Spätlinge? Man denkt, dieses Gefühl müsse fest in uns wurzeln und sich in unserem Verhalten gegen die Litteratur kundgeben. Aber es ist fraglich, ob das Bild, welches ein späterer Geschichtschreiber des deutschen Geschmackes im neunzehnten Jahrhundert entwürfe,

in seinen Zügen dieser Empfindung des Epigonentums entspräche. Wenn ein solcher untersuchen wollte, was hauptsächlich unsere litterarische Nahrung gewesen sei, so würde er zunächst nach den großen Katalogen greifen, in denen die deutsche Bücherproduktion Jahr für Jahr verzeichnet ist. Daraus würde er ersehen, daß die Zahl der Werke aller Wissenschaften die der schönen Litteratur weit übersteigt und er würde dann mit Recht schließen, unser Zeitalter sei insbesondere ein wissenschaftliches gewesen. Als sorgfältiger Forscher wird er dabei nicht stehen bleiben, er wird die unendliche Masse unserer Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften einzusehen versuchen und davon den Eindruck bekommen, daß die Deutschen um 1880 denn doch, wenn auch in verdünnter Form, ein ziemliches Quantum moderner Bellettristik zu sich genommen haben. Er wird erstaunen über die Menge französischer Romane, die von uns verschlungen worden sind, und wenn er sich mit einiger Achtung anmerkt, daß wir unsern Klassikern und guten Dichtern Denkmäler gesetzt haben, so wird er dabei jedoch aus-

den Buchhändlerlisten verwundert notieren, daß wir von den Klassikern nur die wolfeilen schlechten Abdrücke auf Holzpapier gekauft, die ehrenwerten übrigen Schriftsteller aber trotz ihrer schönen Monumente ungelesen in den Buchläden haben verwittern lassen. Er wird darnach zu einem für uns nicht sehr schmeichelhaften Ergebniß gelangen. Wird er uns damit nicht unrecht tun? Wird er wirklich alle Mittel besitzen, uns zu erkennen, wie wir sind? Wenn wir uns selbst prüfen, ergibt sich uns da vielleicht doch ein günstigeres Resultat?

Mit nichten. Ja es ist sogar etwas unsicher, ob die dürftigen Klassikerausgaben, welche wir kaufen, auch von uns gelesen werden und nicht bloß als gebildete Dekorationen auf den Etagèren prangen, mit denen die Wände unserer Besuchzimmer geschmückt sind. Klagt man doch selbst in England darüber, die Neigung, ernste und gute Bücher zu lesen — wissenschaftliche bei Seite gelassen — nehme ab, und John Morley hat neulich angeführt, daß in den englischen öffentlichen und Volksbibliotheken die modernen Romane

zwischen 67 und 84 Prozent aller entlehnten Werke ausmachen, die Bibliotheken der Vereinigten Staaten weisen um etwa 10 Prozent niedrigere Zahlen auf. Geschieht das in England und Amerika, wo die weitesten Kreise, besonders die Arbeiter ein lebhaftes Streben nach dem Erwerb von Bildung zeigen, wo die Londoner Gesellschaft für die Verbreitung der Universitätsbildung jährlich hunderte unentgeltlicher Kurse in den Abendstunden veranstaltet, wo die Mitglieder der amerikanischen Chautauqua-Vereinigung durch ausgeschickte Bücher, Unterrichtsbriefe und schriftliche Lehrgänge denselben Zweck bei Tausenden eifriger Männer und Frauen anstreben, so dürfen wir, denen alle diese Äußerungen der Energie und der zielbewußten Bemühung um Bildung fehlen, von unseren Zuständen nichts Besseres zu hören erwarten. Wir haben keine offenen Volksbüchereien, wie England, Amerika, Skandinavien und andere Länder, unsere staatlichen Bibliotheken sind für gelehrte Studien berechnet und durch ein wahres Verhau von Regeln und Bedingungen davor geschützt, daß sie etwa der

Allgemeinheit nutzen könnten; auch ist es unseren Millionären bisher noch nicht eingefallen, dem Bildungsbedürfniß der Masse durch Errichtung solcher freien Büchersammlungen zu steuern, und dadurch, wie ein amerikanischer Kaufmann sich ausdrückte, ihren Mitbürgern einen Teil dessen zum allgemeinen Besten zurückzuerstatten, was sie ihnen vorher zu ihrem eigenen Vorteil abgewonnen hatten. Unsere Leihbibliotheken sind in Mittel- und Kleinstädten ausschließlich mit Romanen gefüllt, in großen Städten vielleicht obenhin ein Bischen mit Reisebeschreibungen, populären Geschichtswerken oder kleingehackter Naturwissenschaft gesprenkelt. An sich kauft ja der Österreicher und Deutsche nicht gern Bücher, und Leute, welche ohne Bedenken ein gutes Stück Geld ihres Jahresétats dem Amüsement einräumen, feilschen mit sich selbst um einige Pfennige, wenn sie dieselben auf ein Buch wenden sollen, und entschließen sich im letzten Augenblick am liebsten dazu, es Jemand abzuborgen. Von allen Verwendungen des Kapitales erscheinen den Deutschen, dem gelehrtesten Volk der Erde, die auf

Bücher die törichteste und unzweckmäßigste, und der wolsituierte Haushalt wird sehr selten gefunden, in welchem eine bestimmte, wenn auch bescheidene, Summe Jahr für Jahr der Familienbibliothek zugewiesen wird. Dieses Verhalten stammt noch aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, als die Deutschen zu arm waren, um Bücher zu kaufen, und die Bücher auch — was sie heute noch tun — schlechter ausstatteten als andere Völker; jetzt werden sie bereits wohlhabend, die Gewohnheit jedoch ist ein eisernes Hemd und läßt sich schwer ablegen. Immerhin aber, wird Gedrucktes von uns überhaupt erworben, so ist es neben den Zeitungen eine bellettristische Wochenschrift oder ein Roman. Dabei schlägt die Vorliebe für französische Produkte noch immer durch, aber nicht etwa für Montaigne oder Molière, für Voltaire oder Corneille, nicht einmal für Musset oder Béranger, sondern nur für das Modernste des Modernen, und wer etwa Balzac anschafft, kommt sich schon selbst wie von höheren Tendenzen erfüllt vor. Die gelben Umschläge hingegen wälzen sich in unseren Boudoirs und Salons,

unterhalten Frauen und Töchter, gelegentlich auch die Zofen, wandern von Hand zu Hand, bis sie am Ende so abgegriffen und schmutzig werden — um einen starken Vergleich zu gebrauchen — wie ihr Inhalt.

Möchte nur Niemand glauben, daß mit diesen Worten eine Polemik wider den realistischen, oder wie er sich selbst nennt, den naturalistischen Roman neuerer Tage beabsichtigt ist. Jede Technik muß gelten und hat ihre Berechtigung, welche einem wahrhaft künstlerischen Zwecke dient. Auch Schreck und Entsetzen, aus den dunklen Tiefen des menschlichen Elends gehoben, können sich in ein Kunstwerk fügen, können ihm vielleicht sogar allein zum Stoff dienen. Bild an Bild gereiht, mögen sie noch so wissenschaftlich beobachtet und der Natur nachgeschrieben sein, wenn sie von keinem Gedanken zusammengehalten, von keiner dichterischen Idee verklärt werden, von der menschlichen Empfindung und Leidenschaft ihres Schöpfers nicht erfüllt sind, bleiben totes Material, eintönig und unwirksam. Es ist dabei ganz gleichgiltig, ob

diese Art Schriftstellerei von optimistischen oder pessimistischen Lebensansichten getragen wird, ob sie nach dem neuesten Parfüm duftet oder nach der Kellerwirtschaft und dem Massenquartier.

Nur Eins bemerke ich noch. Die Technik, mit welcher die französischen Naturalisten ihre Aufgaben angreifen, und die sie jedesfalls mit bewunderungswürdiger Kraft handhaben, ist ungemein schwierig, bedarf langer Übung und setzt überhaupt eine äußerst entsagungsvolle, harte Arbeit voraus. Darum ist es auch nicht eine Technik, die von jedem Beliebigen, sobald es ihm einkommt, angewendet werden kann. Leute, welche eben erst die Schulbänke gedrückt haben, das Leben zu kennen glauben, weil sie einige Zeit in Nachtcafés herumlungerten und die Welt durch trübe Scheiben ansahen statt durch gewaschene, die also kein gerechtes Maß für die Sachen besitzen und deßhalb nicht beobachten können, für diese ist die naturalistische Technik noch zu schwer; sie sollen erst sehen lernen, Akt zeichnen, mit dem Stift skizzieren, bevor sie sich ans Malen wagen. —

Ich möchte auch Niemandem die Lust an moderner Bellettristik überhaupt nehmen wollen. Warum sollte uns die Kunst des Erzählers nicht einen Durchschnitt unseres Lebens darstellen, oder die älteren Probleme neu mit den Mitteln und in dem Geschmacke umreißen, die unserem Zeitalter ebenso berechtigt eigen sind wie jedem anderen? Tadeln wir den Maler nicht, der heute Maria mit dem Kinde oder Christi Kreuzestod in seiner und der Gegenwart Auffassung entwirft, warum dann den Dichter? — Und warum sollte nach der Tagesarbeit eine Novelle von Storm und Heyse, ein Roman von Freytag oder Raabe nicht edle Erquickung gewähren, herzlichen Anteil und hochschlagende Empfindung wachrufen, der Seele neuen Schwung verleihen? Für arbeitslose Menschen aber, denen jede Woche anbricht als eine leere Tafel, die für den müden Gaumen erst mit neuen reizenden Gerichten besetzt werden soll, für sie ist die Bellettristik recht eigentlich erfunden, für sie ist der moderne Roman Bedürfniß und Notwendigkeit. Der Schriftsteller von Beruf, der, wenn er nicht zu den Meistern gehört, sich unauf-

hörlich abquält, um aus dem abgeschränkten Anblick des Lebens, dem schmalen Vorrat an Erfahrung, immer von Neuem die Druckbogen hervorzuspinnen, mit denen er sich und die Seinen fristet, den retten diese Leser, aus ihren Taschen fließt seine karge Pension, und ihre Zahl ist bei Weitem nicht so groß, als daß sie die sich beständig mehrende Schaar der kleinen Erzählertalente zu nähren vermöchte. — Nicht also wider das Lesen neuer Romandichtungen an sich wende ich mich, nur wider die unverhältnißmäßige Menge und wol auch wider die Auswahl. Wo aller Bedarf an moderner Lektüre durch die Zeitung, die Novelle und den Roman bestritten wird, da muß der Geschmack allmählig und unweigerlich verrohen. Der Leser erträgt zuerst noch Poesie in der Erzählung, er interessiert sich noch für das Problem, für die Charaktere; je mehr er jedoch solcher Bücher verschlingt, desto gleichgiltiger wird er gegen Alles, was etwa darin noch Kunst ist, er will nur Stoff haben, Beschreibungen und Gespräche werden ihm uninteressant, wenn sie nicht ganz zu dem spannenden Ereigniß

gehören. Er verlangt nach stets schärferen Reizmitteln, nach stärkeren Eindrücken. Das heißt soviel als: je mehr Masse der wahllos Lesende beansprucht, desto niedriger sind die Gattungen, an denen diese Masse sich zusammensetzt. Und so ist es nur begreiflich, wenn der Schriftsteller, der leben muß, diesen Wünschen entgegenkommt, und in seiner Marktbude den Sensationsroman auslegt, oder wenn der spekulative kleine Verleger effektreiche Sachen publiziert, vom politischen Zeitroman ab, der die Heimlichkeiten der neuesten Geschichte enthüllt, bis zur Kolportage-Erzählung in brandroten Heften mit gräulichen Holzschnitten. Ursache und Wirkung entsprechen sich eben auch hier, wir merken im Hintergrunde dieselbe Tendenz, welche wir bei anderen Erscheinungen des geistigen Lebens hatten wahrnehmen müssen.

Hüten wir uns nur, daß uns unterdeß der Begriff des Kunstwerkes und damit die Sache nicht verloren gehe. Das Gefühl für die Form der Dichtung, auch der Prosa, für die Schönheit des Verses, den Wolklang der Sprache schlummert bereits zeitweilig

in uns. Nirgend bewähren die Leser eine so langmütige Nachsicht gegen Unebenheiten, Flüchtigkeit und wirkliche Fehler des Stiles als in Deutschland. In England und Frankreich achtet man ganz anders auf die Form, und nicht wie bei uns könnte es ein Poet zu angesehenem Namen bringen, dem kein korrekter Vers gelingt, der eine reine Strophe nicht zu bauen versteht und dessen Gefühle sich nur unrhythmisch, oder, wie man das dann nennt, in freien Rhythmen ergießen. Uns fehlt es gar sehr an einer Poetik, die nicht lehrt, wie man ein Dichter wird, sondern wie man ordentlich Verse macht. Ist man so indifferent gegen die äußere Form, so tut man leicht den nächsten Schritt und wird es auch gegen die Komposition der neuen Werke. In dieser Hinsicht geschehen arge Dinge bei uns. Die Technik unserer Erzählungspoesie ist sehr unvollkommen, nur ganz wenige deutsche Dichter beherrschen sie völlig. Das erklärt uns gewiß den niedrigen Rang, welchen der deutsche Roman in der Weltlitteratur jetzt einnimmt, nicht bloß der englische und französische gehen ihm weit voran, auch der Ame-

rika's, der russische und skandinavische vertreten ihm den Weg, aus Spanien und Italien schieben sich treffliche Erzähler vor. Wie wenig deutsche Romane, und nicht immer die besten, werden in fremde Sprachen übersetzt; wie viel aber nimmt unser Markt an fremden Originalen und Übertragungen auf? Eine Erscheinung wie die Tauchnitzcollection steht genau besehen allein in der Welt, kein Kulturvolk sonst trägt solche Sorge, die Litteratur eines anderen, wenn auch verwandten, sich anzueignen. Oder sollte das nur ein Zeichen dafür sein, daß wir jetzt mehr als überhaupt je aufnehmend und nicht schaffend, receptiv und nicht produktiv, angelegt sind?

Daß aber bei uns die Kunst in der Poesie jeder Art so gering angeschlagen wird, kommt gewiß nur von der Trägheit des Denkens und Urteilens, welche aus der Leserei unbedeutender Bellettristik hervorgeht. Sind wir doch schon so bequem, daß wir den Vers als ein unangenehmes Hinderniß beim Lesen empfinden. Den deutschen Lyrikern der Gegenwart wird es nicht leicht, zur Anerkennung zu gelangen. So verkümmern die

hohen Gattungen, Epos und Lyrik, Alles schlägt in den Roman um. Es fehlt uns an der Gelegenheit ruhigen Genusses, unsere eilige Lektüre darf nichts von uns fordern, dafür braucht sie auch freilich uns nichts zu gewähren.

Wo ist denn aber die Hüterin des guten Geschmacks, wo ist die Kritik? Wo ist der Recensent, den Heine so verlästerte, auf den selbst Uhland und Mörike schalten? Es gibt Leute genug, welche Kritiken schreiben, aber keine Kritiker, das heißt Männer von durchgebildetem, feinen Geschmack, die daran ein festes Maß ihres Urteiles besitzen, geübt sind, sich in ein neues Werk zu vertiefen, es zu analysieren, technisch zu zergliedern, mit andern zu vergleichen, aus der Strömung modernen Geisteslebens zu erklären. Seit der vielgehaßte Julian Schmidt gestorben ist, hat Niemand das ihm entfallene Scepter aufgenommen. Allerdings, auch Frankreich besitzt nur einen Edmond Schérer, aber doch daneben eine ganze Gruppe geschulter, geistreicher Kritiker, und in England schreiben John Ruskin, Matthew Arnold, Philip Hamerton und

manche andere; viele versprechende junge Talente sind Dichter und litterarische Referenten zugleich. — Auch hier begegnen wir dem verhängnißvollen Kreisschluß. Die Kritik weist das Publikum nicht zurecht, sie überläßt es Jedem, aufs geradewol seine Lektüre zu wählen; das Publikum seinerseits macht eine geordnete, litterarische Kritik unmöglich, indem es sich zu wenig dafür erwärmt; kritische Blätter, welche sich nicht mit wissenschaftlichen, sondern poetischen Schöpfungen befassen, gehen alsbald aus Mangel an Teilname ein. Das Schwergewicht des geistigen Interesses liegt eben heute wirklich nicht mehr auf Seite der schönen Litteratur, Anderes ist uns wichtiger geworden. Wir können auch nicht mit Gewalt oder Geschrei das verschobene Verhältniß einrenken wollen, zumal es wahrscheinlich ist, daß unser Leben in seiner Gesammtheit dadurch gar nicht an Wert verloren hat, das Kapital dasselbe bleibt, nur die Posten sich anders verteilen. Die Mängel unserer Bildung freilich, welche dadurch entstehen, welche uns wieder weniger tüchtig zur Lösung der neuen großen Aufgaben machen, die unser harren,

diese Mängel sollten wir uns anschicken, zu beseitigen. —

Die Aufgaben der Menschheit wandeln sich von Geschlecht zu Geschlecht, das oberste Ziel bleibt dasselbe, der Trieb zur Vervollkommnung, welcher allen Lebewesen innewohnt (und wer könnte sagen, wo das Leben beginnt, wo es aufhört? wachsen ja doch die Steine, wie das uralte deutsche Volkswort und wie die neueste Wissenschaft meldet), welcher die ganze unendliche Mannigfaltigkeit des einheitlichen Weltenbaues herausgehoben hat, dieser Trieb beseelt auch den Menschen. Diesem Triebe entstammt Alles, was der Mensch hervorgebracht hat, und wiederum, jede Leistung der einen Generation hilft die nächstfolgende erziehen und fördern. Von diesem Punkte aus gesehen, gibt es zwar Wechsel genug in der menschlichen Geschichte, aber niemals wirklichen Rückschritt. Was wir dafür halten, scheint nur unserem blöden Auge so. Wenn wir zu sagen pflegen, mit dem Untergange des römischen Reiches und seiner bewunderungswürdigen Administration, die uns Mommsen eindrucks-

voll vorführt, sei die Menschheit in die Finsterniß der Barbarei zurückgewichen und habe sich erst in späten Jahrhunderten so weit aufgekämpft, als sie ehedem gewesen war, so verkennt man über den Einzelnheiten den großen Gang der Dinge: gewiß ist damals in einer langdauernden Katastrophe eine alte Kultur zerschlagen worden, aber nur, damit die Trümmer auf neuem Fundamente zu einem großartigen Baue zusammengefügt würden, der, sturmumtost wie er heute ist, unserem Leben wol noch für geraume Zeit eine sicher geborgene Stätte bietet. Und wenn wir bei anderen großen weltgeschichtlichen Wendungen nicht klar erkennen, in wie fern sie die Menschen förderten, so sehen wir eben nicht weit genug und können die Glieder der Kette nicht überschauen.

Seiner historischen Stellung und Aufgabe entspricht der Mensch am meisten, wenn er alle ihm eigenen Kräfte aufs beste ausnutzt, indem er jener wunderbaren Kombination von Eigenschaften, welche die Natur in nie sich wiederholender Verschiedenheit in alle Seelen gelegt hat, gerecht zu werden trachtet,

sich bemüht, jede einzelne für sich und alle mit einander auszubilden. Ich kann nicht besser ausdrücken, wie ich mir dieß vorstelle, als indem ich die Worte citiere, mit welchen der uns jüngst entrissene Wilhelm Scherer im Vorworte zu seiner kühnsten, bahnbrechenden Schrift (Zur Geschichte der deutschen Sprache) ein Programm seines Lebens aufrollt: ‚Denke ich mir einen Menschen, der in blühendem Jugendalter sich zum höchsten Bewußtsein über sich selbst zu erheben vermöchte, so würde er den Stand und das Maß seiner Kräfte sorgfältig überschlagen, er würde untersuchen, auf welche Gebiete menschlichen Tuns seine Hauptanlagen hinweisen, er würde dann den Lebenskreis prüfen, innerhalb dessen er zu wirken hat, er würde nach den öffentlichen Aufgaben spähen, die ihrer Lösung harren: und aus der Vergleichung der allgemeinen Lage mit seiner individuellen Leistungsfähigkeit würde er zur Wahl und Begrenzung der Ziele gelangen, für die er seine Existenz einzusetzen bereit wäre. Hat er sich nicht selbst getäuscht, hat ihn gereifte Einsicht oder glücklicher Blick in sich wie außer

sich das Richtige erkennen lassen, so werden manche irreführende Phantome vor ihm entweichen, er wird durch Beharrlichkeit vielleicht den höchsten Platz einnehmen, der ihm nach seinen natürlichen Anlagen zusteht.'

Wie verhält sich nun zu diesen idealen Forderungen die Gegenwart? Gewiß sind eine Menge von Hindernissen zu überwinden. Da ist zunächst jene übergroße Anzahl gebildeter Menschen, die um die Erhaltung ihres Lebens erst sorgen müssen, bevor sie daran denken dürfen, es höheren Zwecken zu widmen. Kein Zweifel, daß jeder, der in einem bestimmten Berufe wirkt, zwischen diesem und den obersten Aufgaben seines Daseins von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde einen Kompromiß wird schließen müssen; noch ist es selten, daß Jemand sein Leben, rein und ungeschwächt, der Menschheit darzubringen vermag. Aber er muß dessen nur stets eingedenk sein, entweder indem er seinen Beruf — und das kann man überall — so auffaßt und erhebt, daß sich die Arbeit nicht in mechanischer Routine abhaspelt, sondern der großen Tätig-

keit des Zeitalters, wie es am besten und fruchtbringendsten möglich ist, dienend eingliedert; oder mindestens in der Weise, daß er, was ihm von seinem Berufe an Kraft erübrigt, auf seine Fortbildung wendet, um so seinem Theile nach und seinen Kreis beeinflußend an der Hebung der Gesammtheit mitzuschaffen. Das verträgt sich nun übel mit einer weit verbreiteten und tief gewurzelten Ansicht unserer Zeit, besonders bei unseren Landes- und Stammesgenossen. Ich meine die vorschnelle Berufswahl. Mit tragikomischer Ängstlichkeit wird der Plan des künftigen Lebens schon für den unreifen Knaben entworfen. Und zwar nicht gemäß Fähigkeiten und Neigung, sondern nach dem Stande der ‚Chancen', das heißt der voraussehbaren Möglichkeit, binnen kürzerer oder längerer Frist — eine Differenz von ein paar Jahren gibt da oft den Ausschlag — für Lebensdauer versorgt zu werden. Noch bevor der junge Mensch weiß, was Jurisprudenz oder Medicin bedeuten und in welchem Verhältniß sein Wesen dazu stehen mag, sind die Würfel über ihn geworfen, wird er durch den Pallissadengang der

Studien getrieben, um dann in dem Korral mit der übrigen Herde das kurze, halbzertretene Gras abzurupfen. Am eiligsten drängt man sich zum Beamtentum, zur Staatsanstellung. Wie sorgsam wird da abgemessen, in welchem Zweige der Anfang rascher, das Avancement besser und die Pension günstiger ist. Wider diese beflissene Strebsamkeit hat Theodor Storm umsonst seine Verse geschrieben:

‚Was Du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht noch Wachen,
Doch behüte Deine Seele
Vor dem Carrieremachen.‘

Glaubt wol Jemand, daß ein Beamtenstab, welcher sich auf diese Weise ergänzt, der beste ist, den der Staat für den hohen Preis der Lebensversicherung, welchen er bezahlt, zu gewinnen vermag? Noch mehr. Die Einseitigkeit, die Abrichtung, zu welcher diese Verhältnisse führen, sind der Todfeind jenes glücklichen Vervollkommnungstriebes. Gar Mancher, ist er nur einmal zu dem Saugröhrchen am Leibe des Staates gelangt, aus welchem er seine Nahrung zeitlebens

schlürft, meint sich dadurch jeder Verpflichtung enthoben, an sich selbst weiter zu arbeiten.

Man wendet ein: die komplizierte Organisation unserer Verwaltung bedarf ganz besonderer, für den besonderen Zweck zugerichteter Menschen. Sonst griffen die Räder nicht so flink und ohne Hemmung in einander, sonst wäre das Gerüst nicht so fest, auf welchem der Mechanismus des Staates beruht; die feinste Teilung der Arbeit ist das Princip seiner Wirksamkeit. Und es könnte noch hinzugefügt werden: sieh doch nach dem gelobten England, nach den Vereinigten Staaten; dort hat man die Schäden des Staatsdienstes auf kurze Frist, dessen Beamte ihre Stellung mit dem Wechsel des Ministeriums verlieren, so tief empfunden, daß man bereits eine Änderung in unserem Sinne ins Werk gesetzt hat; hier aber streiten soeben die Besten des Landes darum, die Amtsdauer des Staatsdieners über den Termin einer Präsidentschaft hinaus zu verlängern. Und wie leidet die Administration der zur Verwaltung so geschickten Franzosen unter dem häufigen Beamtenwechsel!

Gut, die Vorteile unseres Systems sind groß und nicht zu verkennen. Aber man brauchte sie nicht einzubüßen und könnte doch der Eignung und Neigung des Einzelnen mehr Rechnung tragen. Es ist sicher kein gut Ding, wenn Jemand sich so für eine bestimmte Tätigkeit einschult, daß er im Falle der Not zu jeder andern unbrauchbar bleibt. Wenn der Engel des Herrn heute einen so ausgebildeten Specialisten von seinem Posten weg in ein anderes Land trüge, wie jenen Propheten des alten Testamentes, so würde er dort verkommen, nicht besser wäre ihm zu Mute als einer Robbe im Wüstensande, gar schnell wären die Berufsflossen vertrocknet! Also auch hier ein Kompromiß mit der allgemeinen Bildung; verläuft ja doch, wie John Morley sagt, unser ganzes Leben in einer Reihe von mehr oder minder glücklichen Kompromissen. Ist die Freiheit der Bewegung, welche der Engländer und Amerikaner besitzt, der seine Beschäftigung nach der Gunst der Umstände wechselt, mit vielerlei Schäden verknüpft, wollen wir unsere Seßhaftigkeit dagegen nicht vertauschen, so sollten wir uns wenigstens so

weit ins Allgemeine bilden, daß uns die Glieder ungefesselt bleiben und sich rüstig rühren.

Wichtiger ist eine andere Frage. Wie verhält sich zu jener vervollkommnenden Bildung, die wir uns als Ziel setzen sollen, die stärkste Macht der Zeit, die ungeheure Grundwelle, welche jetzt noch unter der Flotte unserer Kultur unschädlich, wenn auch wol bemerkbar hinwegrollt, sie aber eines Tages mit furchtbarem Anprall überfluten und zum Scheitern bringen kann? Ringsum wühlt der Eifer, alle Menschen gleich zu machen, in unserer Zeit. Der Liberalismus hat die Pforten aller Schulen, aller Bildungsanstalten weit geöffnet und jedem Strebenden die Bahn frei gemacht, er hat die Summe der modernen Weltkenntniß in den Städten über alle Schichten ausgebreitet und sie hinausgetragen auf das einsamste Walddorf. ‚Ich sihe die bittern gallen mitten in dem honege sweben', sprach einst mit Anwendung eines biblischen Wortes Walther von der Vogelweide und auch in dem stärkenden Trank, welcher mit unserm heutigen Volksunterricht kredenzt wird, birgt sich ein scharfer, zerstörender Tropfen.

Die Ordnung der Dinge, wie sie jetzt besteht, kann nicht beharren, wenn eine vorschreitende Bildung alle Kreise ausnahmslos durchtränkt hat. ‚I am as good as you‘ ruft der amerikanische Kutscher oder Maurer oder Straßenkehrer dem Gentleman zu, der ihn besoldet, wenn sie sich beide im Sonntagsrock an der Wahlurne begegnen. Und daß diese gesellschaftlichen Schranken, wie es vorauszusehen ist, nach und nach niedriger gemacht, dann ganz werden zerbrochen werden, ist das größte Unheil nicht, so empfindlich es uns auch im einzelnen Falle treffen mag. Bedenklicher ist Anderes. Schon jetzt verteilt der Verkehr der Gegenwart die Güter gleichmäßiger unter die Menschen; jeder sieht in seiner Sphäre, wie seit wenigen Dezennien die Möglichkeiten des Lebensgenusses und damit das Bedürfniß darnach sich gesteigert haben. Es wird schlimmer werden. Zwar die Aufhebung des Privateigentumes — kommt es einmal dazu, so wird die Wiedereinsetzung nicht ein Menschenalter auf sich warten lassen — die Enteignung des Landes, wie Henry George sie plant, braucht uns vorläufig geringe Sorge zu machen.

Wol aber glaube ich, schon in absehbarer Zeit wird jeder soviel von dem allgemeinen Erwerb an Weltlichem und Geistigem in Anspruch nehmen, daß die gegenwärtigen Formen unserer Kultur darob gesprengt werden. Ich halte die staatenbildende Kraft der Menschheit für unverwüstlich, ich glaube, das Gesetz des Gleichgewichtes in der Welt wird niemals verletzt werden und die nötige Kompensation wird unbedingt eintreten, allein die Kultur von heute wird diesen Tag nicht sehen, sie wird vergangen sein, bevor die neuen Formen entstehen, denen vielleicht die Dauer unserer jetzigen nicht beschieden sein wird.

Denn unsere Kultur ist gar alt. Die Herrlichkeit der antiken Welt ruhte auf dem Nacken der Sklaven, auch die des Mittelalters baute sich auf einem Untertanensysteme auf, obzwar die Kirche bemüht war, das Joch sanfter, den Herrn milder zu machen. Und die Gegenwart unterscheidet noch immer zwischen Schaffen und Genießen, die sich ungleich über die Menschen hin verteilen. Die sozialen Übel von heute sowie die uns lieb gewordenen Vorzüge der modernen

Kultur, sie sind unzertrennlich. Ein Wandel dieser Verbindung kann nicht abgehalten werden. Die am weitesten blicken, der große deutsche Staatsmann mit seiner konservativen Partei, gleichviel wie ihre Schattierungen heißen mögen, und die vorgeschrittensten englischen Liberalen, sie sind darin einig, daß es sich nicht so sehr darum handelt, die bevorstehende Änderung zu verhindern, das ist unmöglich, sondern ihr die Merkmale der Katastrophe zu benehmen, sie zu verlangsamen, anzubahnen, daß die heutigen Zustände allmählig und ohne völligen Zusammenbruch unserer Einrichtungen in die künftigen übergeleitet werden.

Mit eherner Sicherheit schreitet das Verhängniß, und doch scheinen mir jene zu rühmen, welche sich mühen, Wall und Graben zu festigen, damit die belagerte Schaar sich friste. Wir wenigstens in der Besatzung sollten achten, daß Unfriede unsere Kräfte nicht lähme. Tief klaffen zwischen uns, die wir zu verlieren haben, die Standesunterschiede. K. W. Nitzsch hat in seinen unübertrefflichen ‚Deutschen Studien‘ gezeigt, wie es kam, daß Adel und Bürgertum bei uns sich so

feindlich sonderten als es weder bei den Völkern des Nordens noch bei den Romanen je geschehen ist. Verachtung auf der einen, Haß auf der anderen Seite brechen die Brücken ab, deren wir doch täglich bedürfen. Und zu dieser Spaltung tritt eine fernere, die vielleicht noch tiefer geht, zuweilen mit jener zusammenfällt, das ist die durch den Unterschied der Bildung hervorgerufene. Warum mögen sich die Hände nicht reichen, die berufen sind, den Kulturschatz der Gegenwart zu hüten? Immer erscheint es dem Handwerker erstrebenswert, seine Söhne höherer Bildung teilhaftig werden zu lassen; warum wollt Ihr, denen die Bildung in den Schooß geworfen wird, Euren Kindern den kraftvollen Segen des Handwerks verkümmern?

‚Alle Mann an Bord' schallt der Ruf in der Gefahr. Weltbeherrschende Mächte sind auch für uns tätig, oder wird es der späteren Folgezeit nicht ein bedeutsames Gesetz der Geschichte scheinen, daß gerade jetzt, während des Angriffes, der zu einer allgemeinen Nivellierung führen soll, das Nationalitätenprinzip den stärksten Gegenzug ausübt?

Darum auch: was immer der Einzelne halten mag von Religion, es ist ein Verlust der Gesammtheit, des geistigen Bestandes, daß die religiöse Empfindung im Schwinden begriffen ist. Das Gefühl der Abhängigkeit von den unkontrollierbaren Mächten des Daseins erscheint im Weltleben als Achtung vor dem wirklichen Verdienst, als Bedürfniß der Verehrung großer Menschen. Laßt sie uns hüten, möge sie uns so spät verloren gehen als es irgend sein kann, denn sie ist eines der Hauptgüter der Menschheit; sie ist es, vor welcher, bei aller Wahrung der Selbstachtung, die Frivolität, der schimmernde, landfressende Drache in seine Höhle zurückweicht. —

Wir haben gehört, daß jene Bildung den Zwecken der modernen Kultur am besten dient, welche am wenigsten einseitig macht, alle Kräfte am besten und am meisten harmonisch entfaltet, jeder Individualität am engsten sich anschmiegt. Wie sieht sie aber genauer aus, diese Bildung? Und um zurückzugreifen auf die früher beschriebene Aufgabe, was können die Bücher, was kann unser Lesen dazu tun? — Kurzweg: jene

Bildung ist allezeit die vollkommenste, welche das Beste aufnimmt, das unter den Menschen gedacht und von ihnen den Nachlebenden überliefert ist. Gerade das eben sind ungefähr die Worte, mit denen Ralph Waldo Emerson den Begriff des ‚Klassischen‘ bezeichnet. So werden es wol auch die ‚Klassiker‘ im weitesten Sinne sein, welche wir unserer Bildung zu Grunde legen sollen. Wer uns rät, die Klassiker vornehmlich zu lesen, sie zu unserer geistigen Hauptnahrung zu machen, der wird uns wol auch ein untrügliches Kennzeichen des Klassikers geben können. Hören wir Sainte Beuve: ‚Ein Schriftsteller, welcher den menschlichen Geist bereichert hat, dessen Schätze wirklich gemehrt, ihn um einen Schritt weiter vorwärts gebracht hat; ein Schriftsteller, der eine unzweideutige sittliche Wahrheit entdeckt hat oder zu einer ewigen Leidenschaft in dem Herzen des Menschen vorgedrungen ist, das bereits ganz erkannt und erforscht schien; ein Schriftsteller, welcher seine Gedanken, Beobachtungen, Erfindungen in eine Form gebracht hat, gleichgiltig welche, die für sich selbst groß, weit,

scharf und vernünftig, gesund und schön ist, der zu Allen in seinem eigenen Stile gesprochen hat, jedoch in einem Stile, welcher in sich Jedermanns Stil enthält, der alt ist und neu zugleich und aus allen Zeitaltern stammt, ein solcher Schriftsteller ist ein Klassiker.'

Diese berühmte Definition umfaßt, das sehen wir klar, vornehmlich die Dichtung in gebundener und ungebundener Rede, also Litteratur in künstlerischer Form. Selten vermag ein wissenschaftlicher Zweck die Darstellung den Forderungen der Kunst unterzuordnen, am seltensten gelingt dieß den Deutschen. Wie aber soll ich wissen, welche Dichter in den Rahmen dieser Bestimmung fallen? Ich kann nicht an jeden selbst das Maß anlegen, und wer wird mich beraten? Darum zu sorgen ist unnötig. Denn in welchen Dichtern eine Nation ihr Bestes ausgesprochen, ihren eigentümlichen Anteil an der Weltlitteratur beigetragen findet, dessen ist sie selbst sich ganz klar, und wäre sie geneigt, zu begeistert für ihre Poeten zu sein, so wird dieß durch die unerbittliche Strenge einer im

Laufe der Zeiten vollkommen sicher gehenden kritischen Meinung der übrigen Völker zurückgewiesen. Ich glaube, wir können uns dem Takt, mit welchem ein unsichtbares Richterkollegium aller Orten sich über die Weltklassiker geeinigt hat, unbedingt anvertrauen. In Bezug auf die Ersten herrscht kein Widerstreit der Ansichten, diese teilen sich gerne bei den Poeten zweiten, dritten und niedrigeren Ranges, solche Abstufungen kommen aber für uns hier nicht in Betracht. Und der Ersten sind nicht gar viele. Es braucht Niemand zu fürchten, daß er in einem sonst vielbeschäftigten Leben nicht Raum finde für diese Gesellschaft der Auserlesenen. Denn es darf ein ganz bescheidener Bücherschrank sein, der sie umfaßt, ein paar Bretter genügen.

Die Poesie, in ihren reifsten und vollkommensten Werken, verbunden mit allen Künsten, wie sie Schiller verherrlicht hat, speist, als ein ewiger Quell, das Geistesleben der Völker. In allen Schöpfungen des menschlichen Geistes waltet die Phantasie, sie ist das treibende Moment. Sie hat die ursprünglichsten Er-

findungen geschaffen, welche den Menschen aus den niedrigsten Lebensformen gehoben haben, sie lenkt die Hand bei der einfachsten Arbeit und ersetzt sie wieder durch die künstlichste Maschine. Sie ist überall dort wirksam, wo einfache Tatsachen aus ihrer Vereinzelung in einen Zusammenhang gefügt werden sollen, sie verbindet die Kenntnisse und erzeugt durch die Kombination aus dem toten Stoff der Beobachtungen das wissenschaftliche Gebilde. Sie ist es, welche in jede gelehrte Arbeit erst die Bewegung des Fortschritts bringt. Sie verknüpft im Geiste des Schlachtenlenkers die Heeresmassen zu zielbewußtem Ineinandergreifen und erkennt aus den leisesten Anzeichen die Absicht des Feindes, den Gang des kommenden Kampfes. Sie weist dem fernschauenden Staatsmann, dem Kenner der Menschen und ihrer Geschichte, die weitausgreifenden Verbindungen moderner Interessen bei allen Völkern, damit er auf sie einwirke und sie benutze zum Heile seiner Nation. Sie führt den Meißel des Bildhauers, den Pinsel des Malers, sie füllt das Ohr des Musikers mit ungehörten Melodien. Sie öffnet

dem Auge des Dichters die Welt und wendet den Blick des Menschen hinauf über die ewigen Sterne.

Ist so die Phantasie die Kern- und Grundkraft aller menschlichen Geistesarbeit, strenge diszipliniert in der Wissenschaft, so waltet sie am freiesten und vollkommensten in dem Werke des Dichters. Den alten Völkern floß der Dichter mit dem Weisen, dem Seher in Eins, den Griechen und Germanen war er der Schaffende, Schöpfende. Alle diese Namen versuchen nur die geheimnißvolle Kraft zu nennen, welche den Dichter zum Herrscher der Menschen macht. Und er beherrscht sie, weil er sie kennt, erforscht hat, ihr Wesen in seinen Gestalten konzentriert und ihnen Worte leiht. Er ist der Dolmetsch menschlicher Empfindung, des geheimen Leidens, der Sorgen, der Wünsche, des freudigen Hoffens, der siegreichen Erfüllung. Was sich uns kaum auf die Lippen drängen will, was in der Gebärde, in stammelnden Lauten Ausdruck sucht, ihm ist es gegeben, es in woltönenden Versen auszusprechen. In der Schöpfung des wahren Dichters bildet sich seine Zeit ab und erkennt sich in ihr; zugleich aber

eilt das Werk seiner Zeit voran. Weithinaus in die Zukunft schallt die Stimme des Poeten, und wenn wir sein Buch aufschlagen — es ist wie in der kühnsten Erfindung unserer Tage — so klingt seine Rede an unser Ohr, mit aller Süße und Weichheit, die ihr eigen war, da er lebte, mit aller Stärke und Leidenschaft. Sie bestimmt unsere Sprache, aus ihr schöpfen wir, was wir am besten sagen. Was der Dichter schildert und erzählt, das bildet für uns einen symbolischen Apparat, mit dessen Hilfe wir unsere eigenen Erfahrungen illustrieren. Die Sentenz, in welcher er einem sittlichen Urteil seine Prägung gibt, gebrauchen wir als unser Eigentum.

Es hören die längstvergangenen Poeten nicht auf, für uns zu denken und zu dichten, sie wirken auf uns und bestimmen unser Leben, vielleicht unmittelbarer als gegenüber ihren Zeitgenossen, befreit von persönlicher Zutat, umkleidet mit dem Nimbus ihres Ruhmes. Den krystallenen Strophen des Horaz merken wir nichts mehr von seinen Schwächen an, wir empfinden nur ihre vollkommene Schönheit. In den großen Tragödien

Shakespeare's verstehen wir nicht die Anspielungen auf Ereignisse und Personen der Zeit — wofern die Kommentatoren uns nicht in die Quere treten — sondern fühlen nur die Größe der Heldengestalten, die Tiefe des Pathos, die erschütternden Seelenkämpfe. Dante's Terzinen in ihrer Herbigkeit, Molière's elegante Alexandriner wirken auf uns, wie da sie zuerst gelesen wurden oder von der Bühne herabklangen.

So gebietet der Dichter über die Herzen seiner Leser und füllt sie mit den stärksten Empfindungen, sein Werk veraltet nicht, es ist losgelöst von den Bedingungen der Zeit, es ist die höchste Leistung menschlichen Vermögens.

Mag es auch wahr sein, daß der Poet bei der Teilung der Erde zu kurz kam, wie Schiller erzählt, so ist doch in anderem Sinne dem Dichter die Herrschaft auch über die Erde unverkümmert geblieben. Die ganze Natur ist eine Werkstätte seines Geistes: was sie hervorbringt, alles Lebendige und alles scheinbar Tote, zieht ein in die Sprache des Dichters, um daraus als Bild, als Symbol wieder zu den Menschen

zu reden. Der Wandel aller Erscheinungen, Aufblühen und Vergehen, die Jahreszeiten, das heitere Himmelslicht, das auftobende Meer, der vernichtende Sturm und das Gefächel milder Lüfte, sie alle lösen seine Stimmungen, Empfindungen, Gedanken aus, werden eingefangen in sein Wort. Man mag es daraus verstehen, wie Emerson dazu kam, den Anregungen nachkantischer deutscher Philosophie folgend, die Natur als das unerschöpfliche Bilderwerk des Dichters, ihre Schöpfungen als poetische Symbole im Leben des Menschen anzusehen, und wie er, selbst ein moderner Seher, uns zurufen konnte: ‚Schirrt Euren Wagen an die Sterne', das heißt: Euer ist die Erde und das Ideal sucht über ihr. — Das war nicht zu dem Dichter allein gesprochen, sondern zu uns Allen, denn in jedem Menschen wohnt, wenn er es nicht gewaltsam ausrottet, etwas Poetisches, der Grundstoff unseres Wirkens, ein Teilchen der weltschaffenden und erhaltenden Macht.

Damit ist auch die Besorgniß gehoben, ob es uns wol gelingen möchte, angesichts der Hindernisse, welche die Gegenwart vor uns auftürmt, im Bewußtsein un=

ſerer Schwächen und Mängel, das hochgeſtellte Ziel zu erreichen, unſere Bildung ſo einzurichten, daß ſie der genaue Ausdruck unſeres ſtufenweiſen Emporklimmens zur Vervollkommnung ſei. Vieles in der heutigen Geſellſchaft erſcheint uns tadelhaft, verbeſſerungsbedürftig; wirken wir nur ſelbſt recht, Jeder in ſeinem Kreiſe und doch Jeder für Alle, ſo braucht uns der Mut nicht zu ſchwinden.

Denn der Odem Gottes weht heute durch die Welt wie allezeit. Er lebt auch in uns und facht den unſterblichen Funken an, die Leuchte unſeres Lebens. Der Funke iſt unerſtickbar, und wie trüb, ja ausſichtslos zuweilen uns die Gegenwart dünkt, in uns ſelbſt liegt die Gewähr der beſſeren Zukunft.

3.

Mittel und Wege.

Die Säle einer großen Bücherei zu durchschreiten, ist ein eigentümliches, aber nicht ungemischtes Vergnügen. Hier stehen sie neben einander gereiht, eine ungeheure Heerordnung, Aussehen und Haltung weisen uns schon auf den Inhalt. Schwerfällige Folianten in massiven Holzdeckeln mit dicken Bünden auf dem weißen schweinsledernen Rücken deuten auf theologische und historische Gelehrsamkeit der alten Zeit, braune Lederquartanten auf Jurisprudenz und Staatswissenschaft in den letzten Jahrhunderten, und so bis zu den Pappbänden unserer Großväter, den eleganten, aber wenig haltbaren modernen Pressungen und den nüchternen festen Reihen englischer Ganzleinenbände. Friedlich harren sie der Benutzung.

Schier möchte uns aber der Mut entsinken, da erst anzufangen, wo ein Ende gar nicht zu erreichen ist. Unsere Universitätsbibliotheken zählen ihre Bücher schon nach Hunderttausenden, und von da geht es aufwärts bis zur Bibliothèque Nationale in Paris, welche zur Zeit in der zweiten Million von Bänden steht. Wie wird das allmählig werden, da man die Zahl jährlich in allen Ländern neu erscheinender Bücher auf nahe 25000 anschlägt? Verringern wird sich diese Zahl fürs nächste nicht. Denn, obgleich einzelnen Wissenschaften schon jetzt hippokratische Züge aufgeprägt sind, sollten sie auch absterben, aus den übrigen lebenskräftigen spalten sich Sprößlinge ab, aus den Teilen bestehender fügen sich neue zusammen, Fortschritte auf der einen Seite rücken die Probleme der anderen in fruchtbringende Zusammenhänge, die wieder besondere Arbeit begehren.

Die Leistungsfähigkeit des einzelnen Lesers kann von alledem doch nur einen überaus kleinen Ausschnitt beherrschen. Sehen wir ab von dem Gelehrten, dessen Leben in seinen Büchern aufgeht, der sie auch

häufig nicht so sehr liest als nachschlägt, so mag man mit einer neulich angestellten Berechnung annehmen, daß ein gewöhnlicher Leser, dem sein Beruf den besten Teil des Tages fortnimmt, in zwei Wochen ein ernstes Buch durchgelesen hat, das gibt im Jahre 25 Bücher, in 50 Jahren 1250. Verdoppeln, verdreifachen wir diese Ziffern, in welchem Verhältniß stehen sie zu den Büchermassen alter und neuer Zeit, zu den Fluten bedruckten Papiers, die als Zeitungen, Broschüren und Bücher Jahr um Jahr beängstigend auf uns einstürmen?

Es kommt dabei nicht in Anschlag, daß unsere Fähigkeit zu lesen durch Übung sehr gesteigert worden ist. Wie wir verkürzt oder verdichtet denken, so nehmen wir auch die Gedanken Anderer rascher auf als in früherer Zeit. Es gibt eine Technik des Lesens wie für jede besonders ausgebildete menschliche Tätigkeit. Helfen würde uns übrigens auch die stärkste Lesekraft nicht viel. Doch wird es ja Niemand ernstlich versuchen, alle Bücher auch nur eines einzigen Faches vollständig zu lesen. Das wäre die ärgste

Zeitverschwendung. Auf den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten, weil da die späteren Werke in der Regel — keineswegs immer — die älteren überflüssig machen und durch allerlei Hand- und Hilfsbücher dafür gesorgt ist, daß man den Stand einer Frage bald überblicken könne. In der Dichtung aller Formen verhält sich das ähnlich: neben den Gedanken und Empfindungen, welche in so vollendeter Weise ausgesprochen worden sind, daß sie zwar variiert, aber nicht leicht besser gesagt werden können, gibt es eine Überfülle von Schriften, aus denen man nur ganz selten einen glücklichen Vers, ein treffendes Wort ausheben kann, und eine nicht minder große Menge, aus deren taubem Gestein auch der emsigste Hammer kein Blättchen edlen Metalles schlagen wird. Emerson sagt einmal, so oft er die große Bibliothek des Athenäums in Boston besucht habe, immer sei er wieder mit dem Bewußtsein heimgekehrt, daß das Beste daraus schon die vier Wände seiner Studierstube umschließen.

Wie soll man aber aus dem Chaos dieses Beste wählen ohne Irrtümer, ohne Säumniß, ohne sich in das

Chaos selbst zu vertiefen? Demjenigen, der in einem einzelnen Wissenszweige eindringliche Studien beginnen will, bieten sich Grundrisse, Leitfäden, Litteraturübersichten dar, mit Inhaltsangaben und kritischen Bemerkungen, und es mag damit unschwer gelingen, bald an die rechten, die Hauptbücher, zu kommen. Nicht so in der schönen Litteratur. Die geschichtlichen Darstellungen derselben sind keine Wegweiser, sie suchen den historischen Zusammenhang der Erscheinungen auf, charakterisieren sie und lehren sie verstehen, zeigen wol auch, wie das ausgezeichnete Werk Wilhelm Scherer's über deutsche Litteratur, durch die verschiedene Accentuierung an, was sie für das Beste halten, aber doch schon wieder unter Voraussetzung einer gewissen Kenntniß des Stoffes. Und gar an Schriften, welche es unternehmen, über das gesammte Gebiet der allgemeinen Bildung zu orientieren, gebricht es uns gänzlich. Am meisten haben sich die praktischen Engländer mit dem Problem befaßt. Da gab es schon im vorigen Jahrhundert Führer durch die Litteratur. Besonders aber in unseren Tagen ist eine lebhafte Bewe-

gung über die Frage entstanden, welche Bücher aus dem Vorrate der Welt ein gebildeter Mensch eigentlich gelesen haben müsse. Die verschiedensten Meinungen sind dabei zum Vorschein gekommen. Und weil man gerne den Packen Bildung, welcher für den Lebensweg unentbehrlich scheint, nett und knapp beisammen sehen möchte, ist man darauf verfallen, die Zahl der Werke, deren Kenntniß zur Bildung unerläßlich dünkt, durch ‚Hundert' abzugrenzen. So hat es der berühmte Naturforscher Sir John Lubbock nicht verschmäht, in einer Vorlesung eine Liste von hundert solchen Büchern zu entwerfen, die natürlich etwas buntscheckig aussieht. Das hat dann die Sache in Fluß gebracht, und Niemand, der die lobenswerte Neigung des Engländers kennt, mit seiner eigenen Ansicht vor das Publikum zu treten, wird sich wundern, daß nun eine wahre Sintflut von Listen in den Zeitungen hereingebrochen ist. Leute aller Stände beteiligten sich an den Vorschlägen, z. B. kein geringerer als William Gladstone, der erste englische Staatsmann dieses Jahrhunderts. Ich habe manche von diesen Listen und die Erörterungen darüber

gelesen; für uns wären sie schon deßhalb nicht brauchbar, weil sie alle vom englischen Standpunkte aus abgefaßt sind, der in der englischen Litteratur das Centrum der Weltlitteratur sieht und mit beneidenswerter Unbefangenheit dieselbe Anschauung den übrigen Kulturvölkern zumutet. Selbstverständlich ist dasselbe bei den in Amerika veröffentlichen Listen der Fall. Man hat dann auch Verzeichnisse aus englischer und amerikanischer Litteratur allein zusammengestellt, oder aus einzelnen Fächern der Litteratur.

Ich will den möglichen Nutzen solcher Vorschläge oder Entwürfe nicht ganz verkennen, muß aber doch einige naheliegende Einwendungen erheben. Einmal ist es töricht, eine Zahl festzustellen, die bald zu groß, bald zu klein, kaum je ganz dem wirklichen Stande der Dinge entsprechen und daher meistens unpassende Zugeständnisse nach der einen oder der anderen Seite hin veranlassen wird. Dann aber scheint es mir durchaus unrätlich, solche Listen anders denn als unmaßgebliche Resultate der eigenen Erfahrung bekannt zu machen, von denen nach Gutdünken Gebrauch ge-

macht werden kann; sie jedoch mit der Autorität eines berühmten Namens gerüstet auszuschicken, damit man sich strenge darnach achte, scheint mir gefahrvoll und verwerflich. Wenn schon die moderne Schule viel zu sehr Knaben und Mädchen unter das Joch eines ganz specialisierten und fast bis auf Wochen und Stunden ausgeklügelten Lehrplanes zwingt, dagegen dem privaten Studium viel zu geringen Raum läßt und dazu viel zu selten aneifert, so dürfen natürlich bei dem Erwerb allgemeiner Bildung, der mit vollem Bewußtsein doch erst nach der Vorbereitung auf den Beruf statthat, um so weniger Schranken aufgerichtet werden, sondern muß das Feld zur Betätigung für jeden Einzelnen frei bleiben. Trotzdem ist es eine sehr anerkennenswerte Strömung, welche zu der öffentlichen Besprechung dieser Frage geführt hat. Sie zeigt, daß man der Wichtigkeit der Sache sich nicht länger verschließt, und wie auch die entworfenen Listen in den besonderen Fällen nach Bedürfniß und Geschmack verändert werden mögen, jedesfalls gewähren sie nützliche Anhaltspunkte. Darum wäre zu wünschen, daß man

auch in Deutschland sich etwas damit befaßte; die öffentliche Aufmerksamkeit darauf zu lenken und eine allseitige Erörterung zu veranlassen, schon das wäre dankenswert. Dann mag wol auch dieser oder jener gemäß seinem eigenen Bildungsgange Vorschläge tun, die Bücher namhaft machen, aus denen er am meisten Nutzen gezogen hat. So könnten denn auch Musterbibliotheken verschiedenen Umfangs und Preises zusammengestellt werden, die das erlesenste Bildungsmaterial der wichtigsten Fächer enthalten.

Ich finde, man hat sich mit Unrecht darüber lustig gemacht, wenn wir aus den Vereinigten Staaten Amerika's erfahren, daß ein reichgewordener Farmer oder Industrieller sichs beim Einrichten seines neuen Hauses die erste Sorge sein läßt, ein Bibliothekszimmer zu schaffen und seinem Buchhändler in Boston oder New-York einen Check von 500 oder 1000 Dollars oder mehr sendet, mit dem Auftrage, ihm dafür die dem Preise entsprechende Bibliothek einzuschicken. Es wäre freilich besser, wenn er die Werke, die er um sich haben will, nach eigenem Urteil auswählte; das

kann er aber nicht, er will sich erst jetzt bilden, nachdem er vorher nur ans Verdienen hatte denken müssen, und da ist es doch besser, er lädt der Sachkunde des Buchhändlers die Wahl auf, als daß er, wie das bei uns meistens der Fall ist, gar nicht die Notwendigkeit einsieht, Bücher zu besitzen, und dafür lieber ein Päckchen Kreditpapiere mehr in seine Kasse legt. Zur Entstehung solcher Standard libraries beizutragen, scheint mir verdienstvoll.

Vor Langem bereits hat einmal Emerson in einem Essay beschrieben, welche Bücher er empfehlen würde, wenn Jemand sich über die Geschichte der Völker nach der zeitlichen Folge unterrichten und ihre vornehmsten Schöpfungen kennen lernen wollte. In Frankreich hat Auguste Comte, der Philosoph des Positivismus, selbstverständlich, indem er den Maßstab seiner Anschauung zu Grunde legte, Ähnliches getan und in einer Bibliothek von etwa 500 Bänden die für den modernen Menschen wichtigsten Werke aufgezählt. Und jüngst ist von Frederick Harrison in einigen vortrefflichen Aufsätzen eine Art Catalogue raisonné der schönen

Litteratur aller Nationen vorgetragen worden. Für Deutschland etwas der Art, wenn auch vorerst im bescheidensten Maße anzubahnen, wäre der Mühe wert und würde jedesfalls besser fördern als die kritiklosen Lagerverzeichnisse unserer Buchhändler und etwa die beliebten Weihnachtskataloge, welche bei aller guten Absicht ihrer Verfasser doch zu sehr durch die beisteuernden Verlagsfirmen eingeengt sind.

Scheint es also nutzbringend, sich die Auswahl der besten Bücher zu überlegen, welche einem Bestreben nach wahrer und ernster Bildung dienen könnten, so ist vor Allem erforderlich, daß über die dafür entscheidenden Gesichtspunkte Einigkeit herrsche. Vielleicht gelingt es am ehesten diese herzustellen, indem man an das Vorhandene anknüpft. Ralph Waldo Emerson stellt in einem schon mehrmals von mir citierten Essay drei Regeln auf, nach denen man seiner Meinung gemäß eine fruchtbare Lektüre einrichten solle. Sie lauten: 1. Lies nie ein Buch, welches nicht ein Jahr alt ist; 2. lies nie andere als berühmte Bücher; 3. lies nie Anderes als was Dir gefällt. —

Jedermann sieht sofort, daß diese Regeln nicht ganz ohne Einschränkungen gelten können.

Die erste, man solle nie ein Buch lesen, welches nicht ein Jahr hinter sich habe, will eine Schutzwehr aufrichten, an der sich die Massen neuer unbekannter Bücher stauen sollen, bei denen der Leser, welcher sie benutzt, Zeit und Geld riskiert. Für die wissenschaftliche Litteratur hat diese Regel geringere Bedeutung, da ein wolorientierter Fachmann meistens schon weiß, was er von einer gewissen neuen Arbeit zu erwarten hat, auch die Ansichtssendungen der Buchhändler eine Vorprobe verstatten. Bei der schönen Litteratur ist ein solcher Zaun wichtiger; nicht immer erfährt man früh genug oder richtig genug aus der Zeitung, von sachkundigen Freunden, wie es mit dem eben erschienenen Werke bewandt sei, das Anblättern einer Gedichtsammlung oder eines Romanes hilft wenig. Nun werden freilich gerade die Schriftsteller von Beruf mit dieser Regel nicht einverstanden sein, denn sie wünschen natürlich, daß von den neuen Büchern möglichst viel abgesetzt werde; ihr Einkommen hängt, sofern es nicht

aus der Zeitung stammt, von der Kauflust des Publikums ab. Allein bei Erwägungen, welche sich wie die unseren, mit Grenzen und Zielen, Mängeln und Vorzügen der modernen Bildung im Allgemeinen beschäftigen, kommen die Interessen des Schriftstellerstandes nicht zuvörderst in Frage. Dieser Stand zählt heutzutage viele Mitglieder, in Deutschland leicht zu viele. Unter den zwölftausend Namen, welche Kürschner's Deutscher Schriftstellerkalender für 1887 anführt, bezeichnet gewiß nur ein geringer Teil wirklich Autoren, die von ihrer Feder leben, und die meisten dieser stehen in fester Verbindung mit den Redactionen politischer oder bellettristischer Blätter. Doch kann man sich der Wahrnehmung nicht entschlagen, daß diese freie Bahn, in welcher das Ziel dem Anfänger so verlockend zu winken scheint, allzu häufig betreten wird. Denn nur ganz wenige unbestrittene Meister, noch dazu teilweise vom glücklichen Zufall gehoben, ziehen aus ihren Schriften reichliche Renten; viele, darunter sehr tüchtige, müssen bei steter Arbeit mit genügendem Auskommen zufrieden sein; noch mehr sind von Sorgen

bedrückt, und die dunkle Schaar zählt Niemand, die in elendester, weil geistiger, Tagelöhnerarbeit dahinsiecht. So wäre es wol für die Gesammtheit unserer Produktion vorteilhaft, wenn die Reihen der Autoren von Beruf sich etwas lichteten. Wer jedoch mit klarem Auge die Verhältnisse überblickt und sein Glück auf das Los des Schriftstellertums setzt, der darf dann nicht nach dem Publikum rufen, wenn er eine Niete zieht. Aus Mitleid braucht Niemand neue Romane zu lesen und tut wol auch Niemand. Die schwachen, kleinen Leute, welche hart dadurch getroffen würden, wenn die Regel Emersons in Kraft träte, sind keine verläßlichen Stützen der deutschen Litteratur der Gegenwart, sie sollten bei Zeiten zum eigenen Wole anderwärts ein dichtes Dach und einen warmen Herd aufsuchen. Übrigens, keine Sorge darum, daß diese Regel je dem modernen Schrifttum die Luftwege unterbände! Man wird nie völlig darauf verzichten können, von den neuen Büchern Kenntniß zu nehmen, und daran wird man recht tun. Denn der Mensch lebt in der Gegenwart und nicht in der Ver-

gangenheit, und wenn es ihm sehr wertvoll ist, diese zu erforschen, so geschieht es doch nur, damit er jene daraus besser verstehe; die Strömungen des modernen Lebens historisch zu begreifen, damit man sein Schifflein darnach steuere, wird allein nicht ausreichen, man muß auch mit den Zeitgenossen lebendige Fühlung behalten. So hat die Regel ihre Schuldigkeit getan, wenn sie davor bewahrt, sich unbedacht dem riesenhaften Schwalle der modernen Bücherproduktion hinzugeben, und den Einzelnen darauf verweist, aus den Erfahrungen Anderer Nutzen zu ziehen. Es wird sich aber kein Verständiger darob Enthaltsamkeit von allen neuen Schriften auferlegen, welche vielleicht gerade die Probleme behandeln, die seinem Herzen am teuersten sind, und sich dadurch von dem befruchtenden Austausch mit seinen Mitkämpfern abschränken.

Die zweite Regel Emersons spricht davon, daß man nur berühmte Bücher lesen solle. Scheinbar mit der ersten fast identisch, sie nur aus dem Negativen ins Positive wendend, aus der Gegenwart in die Vergangenheit fortsetzend, will sie doch etwas Anderes.

Auch sie weist auf den Vorzug einer guten Auswahl unter den Büchern hin und findet sie durch das festgestellte und überlieferte Urteil der früheren Leser gesichert. Das Richtige, was diese allgemeine Mahnung enthält, ist leicht zu würdigen. Aber etliche Einwendungen erheben sich sofort. Wer macht denn die Bücher berühmt? Doch die Leute, welche sie zuerst lesen oder noch geraume Zeit nach ihrem Erscheinen, bevor sie berühmt werden. Wollte aber Jedermann dieser Regel folgen, dann gäbe es alsbald nur noch solche berühmte Bücher, die es jetzt schon sind. Das hat Emerson nicht gemeint, vielmehr ist sein Rat mit einer Beschränkung zu verstehen: er gilt vor Allem Jenen, deren Bildung und Urteilskraft nicht zureichen, Bücher recht zu unterscheiden, die beides sich erst durch Lesen erwerben wollen, diese soll eine unbestochene öffentliche Meinung zurechtweisen. Und es soll aufmerksam gemacht werden, daß, wer nach allgemeiner Bildung strebt, bevor er sich zu dem bloß Interessanten wendet, erst das Notwendige gelesen haben müsse, welches durch die Tradition als solches erkennbar wird.

Was ist aber ‚berühmt'? In Emerson's Sinne waltet darob kein Zweifel, ihm sind ‚berühmt' und ‚klassisch' nur zwei Worte für dieselbe Sache. Das ist jedoch keineswegs bei uns Allen der Fall. Wir müssen insbesondere Berühmtheit und Mode auseinander halten. Nicht immer sind es neue oder Schriften der letzten Jahrzehnte, welche von der Mode begünstigt werden, zuweilen auch recht alte, die sich durch eine hervorstechende, vielleicht pikante Eigenheit dem augenblicklichen Geschmack empfehlen; dann werden sie wol von der Sandbank, an der sie lange gelagert waren, weggerissen und hoch auf der Flut hingetragen, bis sie wieder in stilleres Wasser gelangen und dann unter einem Busch dauernd hängen bleiben. Es sind nicht gerade schlechte Bücher, welche von diesem Schicksal betroffen werden, nur gewiß nicht solche ersten Ranges — denn die können sich nicht lange verbergen — meistens kleine poetische Formen, eine reizvolle Sonderbarkeit des Stiles, barocke Phantasie. Franzosen und Engländer sind für solche Liebhabereien zugänglicher als wir; dort hat man etwa die Romanzen François

Villon's, des dichtenden Vagabunden, oder die marmornen Verse Baudelaire's zur klassischen Höhe emporgeschraubt, einen kleinen Elisabethanischen Dramatiker neben Shakespeare, Herrick neben Milton, Keats über Byron und Wordsworth gestellt. In Deutschland beschäftigt sich kein gebildeter Dilettant mit der älteren Litteratur seines Volkes, und die zünftigen Litteraturforscher sind viel zu wolgeschult und solide, als daß sie auf solche Sprünge des Geschmackes verfielen. Sicherlich herrscht die Mode am ungebundensten über jene Werke, welche ihr schon die Sprache zuweist, die modernen, und da könnte freilich Jemand, der es mit Emerson genau nähme, und etwa ‚beliebt' und ‚berühmt' verwechselte, übel ankommen.

Denn wie in allen Dingen, so bevorzugt auch in der Litteratur die Mode nur selten das wirklich Beste, das Gehaltvolle, das Echte. In der Stille, in den kleinen Kreisen der Kundigen, reift zuerst der bleibende Ruhm. Es fehlt uns nicht an Beispielen. Wie lange ist Gottfried Keller's Begabung nur von Wenigen geschätzt worden, seine ‚Leute von Seldwyla' sind

1854 erschienen, er hat im dunklen Eckchen gestanden, heute preist ihn alle Welt und die am lebhaftesten, welche seine besten Sachen am wenigsten kennen. So wird es Arthur Fitger ergehen, so wird auch der treffliche Erzähler Wilhelm Raabe allmählig zu seinem Recht kommen, so die Novellen Ferdinand's von Saar, Meisterstücke ihrer Art, so Kürnberger's Essays und Vieles andere. Mit dem Kunstwerte solcher Schriften wird freilich auch eine ferne Zukunft rechnen, wenn unsere Modebücher längst in den Orkus des Alkovens einer Leihbibliothek hinabgeglitten sind oder sich in alte Kisten auf den Dachböden verkrochen haben. Da sieht es freilich etwas komisch aus, wie alljährlich gegen Weihnacht die neuen Romane beliebter Autoren, von den stets bereiten Komplimenten der Kritiker eingeläutet, angezogen kommen, wie es dann immer heißt: ‚Haben Sie schon gelesen?‘, wobei es ein eignes Vergnügen ist, dem Frager ein ruhiges ‚Nein‘ entgegenzusetzen und sein drängendes ‚Aber das müssen Sie doch lesen‘ durch ‚Fällt mir gar nicht ein‘ abzukühlen; der Ruf des Sonderlings schadet ja nichts. Die Mode

ist, wenigstens für eine Weile, recht geduldig. Sie sieht es ihren Lieblingen nach, wenn immer dieselben pappenen Figuren aufziehen, falls sie nur jedesmal neu und bunt kostümiert sind, und ist das Problem, welches der Erzähler in breiter Begeisterung behandelt, auch mit der Zeit recht vertraut geworden, so ist das ja ebenfalls von Vorteil, denn es ist bequem, Überraschungen haben etwas anstrengendes. Die Herrlichkeit hält nun wol nicht lange vor, immer aber lange genug, um ihren Schöpfern eine fette, behagliche Rente zu sichern. Der wahre Dichter, der mit seinem Herzblut schreibt und nicht aufs Kommando des Weihnachtsmannes, mag sich einstweilen mit der Anwartschaft auf den Nachruhm begnügen.

So wird also Emerson's zweite Regel ganz vorsichtig ausgelegt werden müssen, damit sie nicht einesteils die Lektüre übermäßig einschränke, andersteils einem bald verklingenden Lärm Gehör schenken lehre.

Drittens sagt Emerson: ‚Lies nur die Bücher, an denen Du Gefallen findest.‘ Das ist nun gar ein

zweischneidiges Wort. Recht verstehen werden es allein, die Emerson kennen. Denn da meint dieser Satz nichts anderes als: ‚Lies nur was Deinem Wesen sich einfügt, was ihm nicht widerstrebt, damit Deine Gaben sich in der ihnen angebornen, durch Zeit und Umstände näher bestimmten Richtung frei entfalten, nicht durch Fremdartiges, Aufgezwungenes behindert werden.‘ Er geht dabei freilich von der Annahme aus, daß Alle, welchen diese Regel kund wird, mit demselben Bestreben erfüllt seien, die höchsten Ziele zu erreichen wie er, der Lehrer selbst, ein Trieb zur Vervollkommnung beseele ihn und seine Schüler. Leicht wendet sich jedoch dieser Satz so, daß er gerade zu dem Übel führt, welches Emerson am ängstlichsten vermeiden will, und statt die Unabhängigkeit, die Originalität zu unterstützen, mag er dann von der frivolen Lässigkeit citiert werden. Emerson legt eben überall den höchsten Maßstab an, und jeder Geschmack, jede Neigung sind ihm recht, wenn sie aus ernstem Gemüte aufquellend mit Ernst betrieben werden. Im Hause der reifen, reinen Bildung, welche er den

Menschen wünscht, sind viele Wohnungen, wirklicher Eifer für Selbsterziehung eröffnet den Eintritt.

Zum mindesten wird die dritte Regel beitragen, die Heuchelei zu beseitigen, die sich mit einer nie empfundenen Begeisterung für klassische Litteratur drapiert, weil das so guter Ton in der Gesellschaft ist. Wenn Du das Unglück hast — darf man da mit einer Wendung des bekannten Wortes sagen — daß Du Dante langweilig findest, Corneille schwülstig und Goethe's Wilhelm Meister unausstehlich, so verhehle das nicht, sprich es offen aus, dann riegle Dich in Dein Kämmerlein und bitte Gott um einen bessern Verstand; verzieh aber nicht süßlich den Mund und lispele ‚wundervoll, entzückend', indeß Du in Deinem Herzen Dich nach Zola sehnst!

Diese Regeln gestatten sonach einer jeden Entfaltung eines kräftigen, strebenden Geistes Raum, sie beschränken keine selbsttätige Entwicklung. Und nicht anders verhält es sich mit allen übrigen praktischen Vorschriften, welche man aufzustellen vermöchte. Für jeden Leser fast müßte es eine besondere geben, wenn

sie ihm genau vorschreiben sollte, was er gerade bedarf.

Wie viele Bücher soll man denn lesen? Das kommt darauf an. Mancher entnimmt nur ein Geringes aus jedem Werk, er muß seine Lektüre ausdehnen, um das Nötige von Anregung und Förderung einzuheimsen. Wider die Lesesucht zu eifern, wie das in Deutschland während der stillen Zeit vor etwa fünfzig Jahren Brauch war, ist heute, wo so Vieles von den Büchern ablenkt, kaum noch erforderlich. Nur gegen die Oberflächlichkeit, welche sich mit leisen Eindrücken begnügt und daraus ein schnell verwischtes Bild einer Litteratur zusammensetzt, müßte Verwahrung eingelegt werden; bei solchen Lesern sieht es aus wie in einem zierlichen Salon voll bric-à-brac, recht nett, aber auf die weißgoldenen Stühlchen kann man sich nicht setzen und die Bibelots vertragen das Anfassen nicht, sie sind nur auf die Wirkung in die Ferne berechnet.

Andere lesen in ihrem Leben nur wenige große Schriftsteller, diese aber immer wieder und schöpfen sie aus. Sie gewinnen nach und nach unvergleichlich

viel mehr aus einem Werk, als beim ersten Anbruch zu vermuten war, sie finden stets neue Schönheiten, tieferen Zusammenhang in dem Buch, es wird ihnen lieb und befreundet, ein Quell des Genusses. Mögen sie auch zuweilen ihres eigenen Geistes ein Stück in die Verse des Dichters legen, ihnen wenigstens wird das nicht schaden. So hat es auch immer, in alter Zeit mehr als in neuer, Leute gegeben, welche, genau genommen, nur ein Buch, nur einen mächtigen Autor lesen; entgeht man der Einseitigkeit nicht, so ist es doch Etwas darum, das Wesen eines großen Dichters ganz in sein eigenes eingehen zu lassen.

Und warum soll man ein gutes Buch nicht oft, nicht wieder und wieder lesen? Niemand stößt sich daran, daß der Musikfreund Beethovens Sonaten mehrmals im Jahre vornimmt oder Schubert'sche Lieder des öfteren singt; man kommt nicht durch Dresden, ohne die Sistina zu besuchen, nicht nach Florenz, ohne nach den Uffizien zu wallfahrten, so oft man auch in diesen Städten gewesen sein mag. Ja wir umgeben uns mit den Stichen und Photo-

graphien der großen Bildwerke, um unsere Sinne im täglichen Anblick des Schönen zu erziehen. Und mit Shakespeare oder Calderon sollte das anders sein!

Wann soll man lesen? Des Morgens, des Abends, nach Tisch? Auch dafür kann es keine Vorschrift geben, ebensowenig läßt sich bestimmen, wie viel Zeit man mit Vorteil auf Bücher verwendet. Am besten kommt man vorwärts, wenn man ein gewisses kleines Zeitmaß sich für die tägliche Lektüre reserviert, sei es auch nur eine halbe Stunde. Bleibt mehr Zeit dafür frei, gut; aber im Anfang empfiehlt sich bescheiden zu sein, damit von dem festgesetzten nicht sofort abgebrochen werden müsse und dadurch die sittliche Spannung nachlasse. Es ist oft berechnet worden, wie viel sich im Laufe eines Jahres oder mehr bei rechter Benutzung einer täglichen Frist leisten läßt. Zweckmäßig scheint mir auch, wenn man diese Zeit der Lektüre nicht an eine bestimmte Tagesstunde bindet, damit nicht irgend ein Zufall die Ordnung alsbald aufhebe, sondern sie nur für den Tag überhaupt festsetzt. Wirklich fruchtbar wird meines Erachtens das

Lesen erst dann, wenn sich daran eine ruhige Viertelstunde für Nachdenken und Überlegung schließt. Da nimmt der Leser Stellung zu dem Neuen, beurteilt es, kostet es nach und ordnet den Gewinn seinem Besitz ein.

Ich schlage überhaupt jedes Mittel hoch an, wodurch es möglich wird, den Bildungserwerb zu überwachen. Deßhalb bin ich für das Notizbuch und, wenn auch nicht unbedingt, für das Tagebuch. Was das scrapbook dem Engländer und Amerikaner bedeutet, davon hat man bei uns kaum eine Vorstellung. Wir haben mit Verwunderung gehört, daß manche Autoren, z. B. Zola, ihre Naturstudien und Beobachtungen in Notizbücher einzeichnen und aus dem anschwellenden Vorrate dann ihre Romane oder Essays komponieren, beruhigen uns jedoch bei dem Gedanken, das habe nur der Schriftsteller von Beruf nötig. Gelegentlich ist uns wol auch von einem deutschen Sonderling erzält worden, der über seine Lektüre Buch führte und so wirklich im Sinne der bekannten Rückert'schen Verse seine große Bibliothek in eine kleine selbst-

geschriebene zusammenzog. Daß aber etwas ähnliches in verständiger Beschränkung jedem Leser nutzbringend sein, daß ein solches Bücherprotokoll zur festen Einrichtung in unserem Haushalt werden könne, fällt uns nicht ein und dünkt uns fürs erste ganz wunderlich. Das anglo-amerikanische scrapbook ist ein Band leeren Schreibpapiers oder eine Pappschachtel voll leerer Blätter oder eine Mappe. Darin trägt man Alles ein, was der Mühe wert scheint gemerkt zu werden, und doch ohne besondere Hilfe dem Gedächtniß verloren gienge. Man führt es schriftlich, füllt es mit Notizen, berichtet darin über Gelesenes, Gesehenes; oder man sammelt die interessanten Ausschnitte der Zeitung, die Karrikaturen der Witzblätter und dergleichen und klebt sie leicht ein. Dann sorgt man für einen guten Index zu dem Ganzen. Wir Deutsche hegen, nebenbei bemerkt, eine nichtswürdige Geringschätzung gegen Blattweiser und Register, und die deutschen Gelehrten am meisten; wir blättern mit unglaublicher Geduld das Buch hunderte von malen, so oft wirs brauchen, durch, ohne zu murren, während

wir sehr leicht durch einigen Lärm die Autoren zwingen könnten, den unentbehrlichen alphabetischen Index zum Gesetz zu erheben.

Solche scrapbooks oder ‚Merkbücher', wie wir sie nennen wollen, hält der englische Kaufmann in allen Gestalten und Methoden der Einteilung auf dem Lager. Es scheint mir sehr zu wünschen, daß man sich mit diesem bequemen Hilfsmittel auch bei uns befreunde. Die Vorteile sind nicht gering. Wer den Inhalt des Gelesenen täglich oder wöchentlich kurz skizziert oder beurteilt, sieht sich gezwungen, seine Gedanken darüber zu ordnen, in Richt und Reihe zu stellen, was nicht geschehen kann, ohne daß er die Lektüre beherrscht. Und das ist eigentlich mehr wert, als die Hauptsachen des Gelesenen in einem treuen Gedächtniß aufbewahren, die Anschauungen klären sich, das Urteil wird geübt. Daß auch das Gedächtniß selbst sich schult, ist nicht bedeutungslos, aber minder wichtig. Wir wissen ja jetzt, welch feines und schwer zu behandelndes Instrument das Gedächtniß ist. Wir müssen uns sorgfältig in Acht nehmen, es nicht übermäßig zu belasten und die rich-

tige Auswahl unter dem zu treffen, was behalten und was fallen gelassen werden soll. Das Vergessen ist ja die Voraussetzung des Merkens: indem das Unnütze bei Seite geräumt wird, entsteht erst Platz für das Notwendige. Ein scrapbook nun, auf das man sich verlassen kann, ist eine große Hilfe, es erleichtert erheblich die Sorge um das Gedächtniß; der Leser wendet seine Aufmerksamkeit viel mehr der Kunstform des Werkes und seiner eigenen Auffassung desselben zu als dem stofflichen Gehalt. Wie der erforderte Zeitaufwand für das Merkbuch bei der späteren Benutzung vielfach herein gebracht wird, darüber ist es unnötig, Worte aufzuwenden.

Leicht geht ein scrapbook in das Tagebuch über. Zwar ist uns dieses nicht so fremd wie jenes, aber es begegnet starker Voreingenommenheit, die sich aus älterer Zeit überliefert hat. Das Tagebuch, welches die schönen Seelen von ehedem führten, in dem sie ihre kleinen Gefühle zergliederten, ihre Selbststudien mit schnöder Verlästerung der Freunde würzten, das sie auch, weil es oft zum Vorlesen für Andere mit

bestimmt war, zum Spiegel unwahrer, übertriebener Empfindungsseligkeit machten, dieses Tagebuch, ein Pflanzgarten der Eitelkeit und des Selbstbetruges, ist ein ganz anderes als hier gemeint ist und empfohlen wird. Knappe, kompakte Aufzeichnungen, in denen über den Schreiber nicht mehr vorkommt als nötig ist, damit beim späteren Nachschlagen die Situation klar und der Zusammenhang verständlich sei, sie genügen vollkommen für den Zweck, welchen wir hier im Auge haben. Dies aber ist kein anderer als die Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen dem Menschen und seiner Geistesarbeit. Man muß durchaus von Zeit zu Zeit seine Bestrebungen objektivieren können, von ihnen zurücktreten, um sie im rechten Lichte zu sehen, sie mit anderen vergleichen und mit dem vorgesteckten Ziele, prüfen, wie weit das Gewollte und ob es auf dem zweckgemäßen Wege erreicht ist. Hastiges, gedankenloses Forttaumeln, bei dem man gar nicht zur Besinnung über sich selbst kommt, ist unwürdig und läßt die bestgemeinte Lebensarbeit Schaden leiden. Es muß Rastpunkte, Stationen der Einkehr und Selbst-

schau geben; Alles, was dazu führt, ist nützlich und soll gepflegt werden.

Noch in einem anderen Punkte möchte ich für eine ältere Gewohnheit eintreten. Es ist nicht gut, daß jetzt weniger vorgelesen und gesellig gelesen wird als noch vor Kurzem. Vorlesen nämlich kann man nicht, wenn man das Werk nicht versteht und sich nicht hineingefunden hat, was ja dem, der hinreichende Übung besitzt, auch aufs erste Sehen mit einem Buche gelingt. Die Flüchtigkeit des gewöhnlichen Lesens ist ja bei vielen unserer Romane ganz angemessen, aber ein ernstes dichterisches Werk kann auf diese Art nicht gewürdigt werden, wir verlieren dadurch oft das Beste. Auch schätze ich den Nutzen nicht gering, den es für den Ausdruck unserer Rede überhaupt mit sich bringt, wenn man als Vorleser die rechte Accentuierung durch Höhe und Stärke des Tones gelernt hat. Noch ersprießlicher kann die gesellige Lektüre werden. Mag sein, daß Goethe's Wort, man überdenke wirklich nur, was man mit Anderen durchspricht, vielleicht nur halbwahr ist. Doch wird Jedermann aus eigener Erfahrung wissen,

wie fruchtbringend sich oft eine Erörterung des Gelesenen in aufmerksamer Gesellschaft gestaltet: da kommen die verschiedensten Seiten des Gegenstandes unerwartet zum Vorschein, Schönheiten und Fehler lassen sich gegen einander abwiegen, die Sprechenden gewinnen nicht bloß bessere Einsicht in das Werk, sie erfreuen sich auch an dem, was dadurch in jedem Teilnehmer geweckt worden ist. Dazu bedarfs keines großen Kreises, schon zu zweien, zu dreien zeigt sich das Anregende solchen Austausches. Frauen und Mädchen wäre die Pflege dieser Art Lektüre besonders ans Herz zu legen; in den gebildeten Ständen verfügen sie über ziemlich viel freie Zeit, und eigentlich steht doch die feinere Geselligkeit, welche sich aus solchen Lesungen anziehend entfaltet, hauptsächlich in ihrer Hut.

Aber gleichviel, wie gelesen wird: wenig oder reichlich, mit oder ohne Merkbuch, laut oder für sich, allein oder in Gesellschaft, wenn nur überhaupt ernsthaft gelesen wird. Das Wichtigste und Oberste dabei bleibt immer, daß man mit einer bestimmten Absicht liest. Wir Alle stecken viel zu tief in der Meinung,

Hauptzweck des Lesens sei Erholung, Zerstreuung, Unterhaltung. Nichts könnte, so allgemein gesprochen, weniger wahr sein als dieß. Sollte man nicht glauben, wen Geschäft und Arbeit des Tages übermüdet haben, der tue am Besten, spazieren zu gehen, sich mit den Seinen oder mit Freunden zu einem muntern Gespräch zu setzen oder sich schlafen zu legen? Läßt er die Augen über ein Buch laufen, so ist er wol nur für grobe Eindrücke geringwertiger Schriften empfänglich. Das klingt so wahrscheinlich, ist aber doch unrichtig. Lesen ist das wichtigste Werkzeug der Selbstkultur. Wir sind gewohnt, neben unserer beschränkteren Lebensaufgabe noch Verschiedenes zu treiben, Künste und Fertigkeiten, wie man das nennt; vergessen wir nur nicht, daß allen weit voran das Lesen gepflegt werden muß. Und wenn wir uns erziehen durch Lesen, so ist es auch andererseits notwendig, daß wir zum Lesen uns erziehen. Denn Lesen, sagte ich schon früher, ist eine Kunst wie andere. Man kann dazu begabt sein oder nicht. Sie muß gelernt werden, und man darf dabei Mühe so wenig scheuen, wie man das

Klappern und unsichere Umhergreifen auf den Tasten überwindet, bevor man ans Klavierspielen kommt, oder wie man das Auge für die Winkel, für Lage und Perspektive bilden muß und dann erst nach der Natur aufnehmen kann. Die gedruckten Lautzeichen zu Worten zusammenfügen, die Worte zu Sätzen einigen, das ist noch Buchstabieren, nicht Lesen.

Die Kunst des Lesens besteht darin, daß man aus jedem Buche holt, was es enthält; sich der Gedanken wirklich bemächtigt, die darin vorgetragen werden; Hauptsachen und Nebendinge unterscheidet; die Beziehung zwischen Inhalt und Form versteht; endlich sich selbst dazu stellt und das Neue sich geschickt aneignet. Sehr viele, auch die sich Gebildete nennen, lesen wie Kinder: für sie ist das Buch nur ein Bild in einer Fläche, ohne Schatten und Licht, ohne Abstand der Gestalten, bald zieht sich die Erinnerung daran in ein dämmeriges Grau zurück. Sie wissen immer nur ungefähr, was sie gelesen haben, nie genau, vermögen sich und andern nie Rechenschaft darüber zu geben, und wenn sie noch so viel Bücher ver-

schlingen, sie schöpfen ins Faß der Danaiden. Würde auf unseren Schulen, wie sie sollte, die Privatlektüre recht gepflegt, dann würden wenigstens die Knaben bei Zeiten darüber belehrt, wie man es anzufangen hat, mit Nutzen zu lesen, das Buch ergiebig für sich zu machen. So werden eben nur die Kleinsten angeleitet, Gelesenes wiederzugeben; kommen solche Übungen später vor, so beschränken sie sich auf Stücke geringen Umfanges, selten erstrecken sie sich auf ein ganzes Werk. Nimmt man dazu, daß die freie Rede der Schüler, ein Hauptmittel, Gedanken zu entwickeln, fast gar keinen Platz in unseren Lehrplänen hat, so erklärt sich die Unbeholfenheit unserer jungen Leute im Ausdruck, die Schwerfälligkeit, über Gelesenes Mitteilung zu machen, eine Schwerfälligkeit, welche bei der innigsten Durchdringung von Sprache und Denken nur ein Zeichen dafür abgibt, daß das Gelesene ihnen auch nicht wahrhaft zum Bewußtsein gekommen, nicht verstanden worden ist. In der Heranbildung der Mädchen gibt es anscheinend für die Erziehung zum Lesen gar keinen Raum. Begreiflicher

Weise verstehen sie dann, herangewachsen, auch nicht, gute Bücher zu gebrauchen, wenn sie etwa durch einen günstigen Zufall auf solche gewiesen werden. Sie bleiben an den Äußerlichkeiten hängen und reden um die Sachen herum, statt in ihren Kern zu dringen. Das Geplauder — höflich gesprochen —, welches sie so zum Besten geben, ist ja bisweilen ganz anmutig und hört sich amüsant an, gleicht aber etwas dem feinen Geräusch, das durch die Hämmer eines schlecht montierten Piano's entsteht, welche die Saiten zwar streifen, aber nicht wirklich treffen und also auch keinen Klang hervorbringen.

Lies mit Sammlung. Wenn man ein Buch zur Hand nimmt, soll man auch mit seinen Gedanken bei dem Buch sein; tut mans nicht, um die eigene Zeit zu schonen, so soll es doch aus Höflichkeit gegen den Autor geschehen.

Lies das Werk in der Ordnung, wie es der Verfasser geschrieben hat, nicht bald hier bald dort; sonst tust Du ihm Unrecht. Auch nicht die letzten Blätter zuerst, außer bei schlechten Romanen; zwar hat man

selbst dieses Verfahren zu rechtfertigen gesucht, aber es gibt eben nichts auf Erden, was so albern wäre, daß man nicht einen scheinbar vernünftigen Grund dafür auftreiben könnte.

Darum lies in Muße und ohne Hast; für eilfertiges und deßhalb unfruchtbares Lesen ist das Leben nicht lang genug. Zudem hat jeder Schriftsteller sein eigenes Tempo, der eine gestattet raschere, der andere nur langsame Lektüre. Wo mit Reichtum der Gedanken und Tiefe der Empfindung sich schöne Form, reine wolklingende Sprache eint, dort muß man auch diese genießen, muß die Verse, die Perioden behutsam schlürfen, damit sich nichts von der Feinheit und Grazie ungekostet verflüchtige. —

Die Absicht, in der wir lesen, wird zwar allemale darauf gerichtet sein, unsere Bildung zu bereichern und zu vervollkommnen, doch werden sich im Besondern dann noch immer Zwecke geltend machen, welche durch unsere Lebenslage und Verhältnisse bestimmt sind. Das ist ja gerade eine der schönsten Früchte des Lesens, daß wir dadurch, wenn Beruf und Tages-

arbeit unser Wesen zu verschieben, einseitig zu machen, aus dem Gleichgewicht zu bringen drohen, Alles wieder in die rechten Fugen rücken, die Harmonie wieder herstellen können. So werden z. B., sagt Sir Arthur Helps einmal ungefähr, diejenigen, welche in dumpfer, knotiger Arbeit den ganzen Tag verbringen, deren logische Fähigkeit und Aufmerksamkeit durch ihr Geschäft aufs höchste in Anspruch genommen werden, — Beamte, Kaufleute — wol daran tun, während ihrer Muße sich in Schriften zu ergehen, in welchen eine weit ausgreifende Einbildungskraft waltet. Freilich neigen eben diese Personen am meisten dazu, poetische und phantasievolle Bücher zu vermeiden und versagen sich also die Kompensation, durch welche sich ihre Natur vor bornierter Verhärtung zu bewahren vermöchte.

Die geistigen Kräfte, welche bei den vom Leben geforderten Leistungen nicht ins Spiel gekommen sind, sollen durch die Lektüre geübt werden, Beruf und Selbstbildung sollen sich gegenseitig unterstützen, erst das gibt dann ganze Menschen. Und ist Jemand ausnahmsweise so glücklich, daß ihm eine große Lebens-

aufgabe zu teil geworden ist, pflegt er dann mit nicht nachlassendem Eifer eine ausgebreitete Lektüre, so wird er bald wahrnehmen, daß Alles seinen Zwecken dienstbar wird: die unscheinbare Notiz, das umfassende Werk, sie alle vereinen sich, ihm zu helfen. Wer aber auf kleinem Posten, seitwärts von dem starken Wellenschlage des modernen Lebens in treuer Erfüllung seiner Pflicht die Jahre hingibt, dem erst werden die Bücher zum rechten Troste; aus ihnen schöpft er Erhebung, Heiterkeit und Genuß und den wahren Nektar jedes stolzen Gemütes: innere Unabhängigkeit und Freiheit.

Es ist wahrhaftig keine Schultirade, wenn ich frage, wer anders vermag die Seelen hinauszutragen über die kleinliche Pein der Gegenwart, wer anders lehrt aber auch die Heiligkeit des Lebens, ob es in unserem Puls schlägt oder aus den Gräbern verflossener Jahrhunderte zu uns herüberschimmert, verehren und davor sich demütig beugen, als die großen Dichter der Völker, die Schriftsteller, durch welche, genau zugesehen, Nationen und Zeitalter allein auf

uns wirken? Die Frage, wie Lesen und Bildung sich zu einander verhalten, bleibt nicht dieselbe, welche sie heute ist und wie wir es versucht haben, sie zu beantworten, sie wandelt sich mit jedem Geschlechte der Menschen, das kommt und vergeht. Was aber bleibt und besteht, das ist die echte Dichtung, dauerhafter und in sich beständiger als die vornehmsten Wissenschaften, die sich immer verbessern und im Fortschritt erneuen. Denn die Poesie klingt in den einfachsten rhythmischen Formeln an die Herzen des Naturvolkes ganz wie sie unsere feinstzugeschliffene Empfindung heute bewegt.

Nirgend wird der Mensch gedeihen als auf der Erde seiner Vorfahren, in ihr wurzelt seine Kraft. Hinwiederum sind es Dichtung und Wissenschaft, der edelste Erwerb seines Geistes, welche die Schwere der Erde ihm unfühlbar machen. Durch sie wird ihm das

Göttliche erkennbar, dessen Erbe er ist, der einzige rechte Leitstern alles seines Schaffens. Endliches und Unendliches verknüpfen sich in dem Menschen. Stehen wir fest in dem einen, so braucht unser furchtloses Auge die unerforschten Tiefen des anderen nicht zu scheuen.

Bücherlisten.

I.

Klassiker der Weltlitteratur.

Die Bibel.

Homer, übs. Voß. R.[1]

Aischylos, übs. Donner. R.

Sophokles, übs. Ad. Schöll.

Euripides, übs. Minckwitz-Binder. R.

Aristophanes: Wolken, Vögel, Wespen, Frösche, übs. Droysen. R.

Anakreon, übs. Degen-Mörike. R.

Theokrit, übs. Mörike.

Aesop, übs. Binder.

Herodot, übs. Bähr.

Thukydides, übs. Wahrmund.

Demosthenes, Rede vom Kranze, übs. Westermann. R.

Platon: Gastmahl, Phädon, Apologie, Kriton, Staat, übs. Prantl. R.

Plutarch, übs. Eyth. R.

---

[1] Beigesetztes R bezeichnet, daß eine (nicht gerade die genannte) Übersetzung oder Ausgabe in Reclams Universalbibliothek ganz oder teilweise erschienen ist.

Horaz, übs. Binder; Satiren, Episteln, übs. Wieland. R.

Catull, übs. Pressel.

Ovid, Metamorphosen, übs. Suchier. R.

Vergil: Aeneis, übs. Binder. R.

Cicero: Briefe, Reden für Archias, gegen Catilina, gegen Antonius, gegen Verres, übs. Mezger, Wendt, Binder &c. R.

Tacitus, übs. Roth.

St. Augustin, Confessionen.

Nibelungen, übs. Simrock. R.

Walther v. d. Vogelweide, übs. Schröter, bearb. Samhaber [1] R.

Volkslieder, herausg. v. Uhland.

Volksbücher, herausg. v. Simrock, Schwab. R.

Das protestantische Kirchenlied, s. Wackernagel's Lesebuch. (P. Gerhardt: R.)

Gellert: Fabeln und Erzählungen. R.

Klopstock: Oden. R.

Lessing: Dramen, Hamburgische Dramaturgie, Laokoon, Die Erziehung des Menschengeschlechtes. R.

[1] Für die Poesie des deutschen Mittelalters ein Übersichtsbuch, etwa J. Khull's Geschichte der altdeutschen Dichtung; insbesondere aber, was zugleich auch für die gesammte spätere deutsche Litteratur gilt, das ganz unübertreffliche und lange noch nicht genug geschätzte Deutsche Lesebuch von Wilhelm Wackernagel.

Bürger: Balladen. R.

Herder: Stimmen der Völker in Liedern. R. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Wieland: Musarion, R. Geron der Adeliche, Oberon, R. Die Abderiten. R.

Voß: Luise, R. Der Geburtstag.

Schiller: Gedichte, Dramen, Briefe über ästhetische Erziehung, Über Anmut und Würde, Über naive und sentimentalische Dichtung. R.

Goethe: Gedichte, Dramen, Werther, Wilhelm Meister, Dichtung und Wahrheit, Italienische Reise, Briefwechsel mit Schiller. R.

Novalis (v. Hardenberg): Hymnen an die Nacht, Aphorismen.

Hebel: Schatzkästlein.

H. v. Kleist: Das Käthchen v. Heilbronn, Der Prinz von Homburg, Die Hermannsschlacht, Der zerbrochene Krug, Michael Kohlhaas. R.

Grillparzer: Die Ahnfrau, Sappho, Das goldene Vließ, Esther, Libussa, Der arme Spielmann.

Heine: Buch der Lieder. R.

A. v. Chamisso: Gedichte. R.

Uhland: Gedichte.

Lenau: Gedichte. R.

Edda, übs. Simrock. R.

Holberg, herausg. v. Hoffory u. Schlenther. R.

Tegnér: Frithjofssaga, Abendmahlskinder. R.

Runeberg: Fänrik Stal, übs. Peters.

Andersen: Märchen. R.

Thomas à Kempis: Von der Nachfolgung Christi.

Shakespeare's Dramen, übs. Shakespearegesellschaft. R.

Milton: Gedichte, Das verlorene Paradies, übs. Böttger. R.

Bunyan: The Pilgrim's progress.

Percy: Reliques of Ancient English Poetry.

Fielding: Tom Jones.

Goldsmith: The Deserted Village, The Vicar of Wakefield, Comedies. R.

The Spectator.

De Foe: Robinson Crusoe. R.

Burns: übs. Ad. Laun. R.

Walter Scott: The Lord of the Isles, Romane. R.

Byron: Childe Harold's Pilgrimage, Manfred, Don Juan, übs. Gildemeister. R.

William Wordsworth: Gedichte.

Benjamin Franklin: Selbstbiographie. R.

Ralph Waldo Emerson: Essays.

Nathaniel Hawthorne: The Scarlet Letter, Twice-told Tales, Mosses from an Old Manse.

La Chanson de Roland, übs. Hertz.

Michel de Montaigne: Essais.

Montesquieu: De l'esprit des lois, Lettres Persanes. R.

Pascal: Pensées, Lettres à un Provincial. R.

Bossuet: Sur la Providence, Sur la Mort.

Lafontaine: Contes et Fables. R.

La Bruyère: Caractères.

Corneille: Dramen. R.

Racine: Dramen. R.

Molière: Lustspiele. R.

Voltaire: Siècle Louis XIV., Romane, Briefwechsel.

Rousseau: Confessions, Nouvelle Héloïse. R.

André Chénier: Gedichte.

Staël: Sur l'Allemagne, Corinne.

Lamartine: Méditations.

Barbier: Iambes.

Béranger: Chansons, übs. Ad. Laun. R.

Victor Hugo: Les contemplations, Châtiments, Hernani, Ruy Blas, R. Nôtre Dame de Paris, Les Misérables.

Dante, übſ. Witte, Philalethes. R.
Petrarca, übſ. Förſter. R.
Boccaccio: Decamerone, übſ. Witte.
Taſſo: Gerusalemme liberata, übſ. Gries, Streckfuß. R.
Arioſto, übſ. Heyſe, Gildemeiſter.
Alfieri, übſ. Rehfues u. Tſchamer. R.
Manzoni: I Promessi Sposi, übſ. Ed. v. Bülow. R.
Leopardi, übſ. Brandes.

Cid, übſ. Herder. R.
Calderon: Dramen, übſ. Frh. v. Malsburg, Lorinſer. R.
Lope de Vega: Dramen. R.
Cervantes: Don Quijote, übſ. Tieck. R. Novelas Ejemplares, übſ. Baumſtark.

Camoëns: Os Lusiadas, übſ. Storck.

Puſchkin, übſ. Bodenſtedt. R.
Lermontow, übſ. Bodenſtedt. R.

Mickiewicz: Herr Thaddäus, übſ. Nietſchmann. R.

Preſchiren, übſ. A. Grün, Samhaber.

Serbiſche Volkslieder, übſ. Siegfr. Kapper, Talvj.

Petöfy, übſ. Aigner. R.
Arany: Toldi, übſ. Kolbenheyer.

II.

Auswahl moderner Erzählungslitteratur.

Alexis Willibald: Die Hosen des Herrn v. Bredow, Isegrimm, Der falsche Waldemar, Der Roland von Berlin.

Allmers Hermann: Römische Schlendertage.

Anzengruber: Dorfgänge.

Arnim Achim v.: Die Kronenwächter, Gräfin Dolores.

Auerbach: Dorfgeschichten, Auf der Höhe, Das Landhaus am Rhein.

Bernstein: Vögele der Maggid.

Brachvogel Emil: Friedemann Bach, Beaumarchais.

Brennecke Adolf: Am Hofe der Frau von Staël.

Brinckmann John: Erzählungen.

Dincklage Emilie v.: Geschichten aus dem Emslande.

Ebner-Eschenbach: Dorf- und Schloßgeschichten, Neue Erzählungen.

Eichendorff Jos., Frh. v.: Aus dem Leben eines Taugenichts.

Fontane Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Schach v. Wuthenow.

François Louise v.: Die letzte Reckenburgerin, Der Katzenjunker.

Franzos K. E.: Die Juden von Barnow.

Frenzel K.: Freier Boden.

Freytag G.: Soll und Haben, Die verlorene Handschrift, Die Ahnen, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Gerstäcker Fr.: Die Regulatoren in Arkansas.

Goltz Bogumil: Das Buch der Kindheit.

Gotthelf Jerem. (Bitzius): Uli der Knecht, Uli der Pächter, Erzählungen.

Grimm Herm.: Novellen, Unüberwindliche Mächte.

Gutzkow K. F.: Die Ritter vom Geiste, Hohenschwangau.

Hackländer Fr. W.: Europäisches Sklavenleben, Handel und Wandel, Soldatenleben im Frieden, Wachtstubenabenteuer.

Hagen E. A.: Norica.

Halm (Münch-Bellinghausen): Die Marcipanlise. (Das Haus an der Veronabrücke.)

Hartmann Mor.: Der Krieg um den Wald, Novellen.

Hauff Wilh.: Erzählungen, Märchen, Liechtenstein.

Heyse Paul: Novellen, Die Kinder der Welt, Im Paradies.

Höfer Edm.: Der Demagoge, Kleines Leben.

Hoffmann T. A.: Die Elixiere des Teufels, Die Serapionsbrüder, Nachtstücke, Phantasiestücke in Callot's Manier.

Holtei K. v.: Die Vagabunden. (Christian Lammfell.) Vierzig Jahre.

Hopfen Hans: Bayerische Dorfgeschichten.

Immermann K. L.: Münchhausen.

Jensen Wilh.: Aus stiller Zeit, Das Pfarrhaus von Ellernbrook, Frühlingsstürme.

Keller Gottfr.: Der grüne Heinrich, Die Leute von Seldwyla, Sieben Legenden, Züricher Novellen. Romeo u. Julia.

Kirchbach Wolfg.: Nord und Süd.

Kompert Leop.: Aus dem Ghetto.

Kürnberger Ferd.: Novellen.

Laube Heinr.: Der Deutsche Krieg.

Leander Rich. (Volkmann): Träumereien an französischen Kaminen.

Lentner J. Fr.: Geschichten aus Tyrol und Oberbayern.

Lewald Fanny: Benedict, Der Seehof.

Lindau Rud.: Vier Novellen, Die kleine Welt.

Ludwig Otto: Zwischen Himmel und Erde, Die Heiterethei und ihr Widerspiel.

Meißner Alfr.: Schwarzgelb.

Meyer C. F.: Jürg Jenatsch, Der Heilige, Novellen.

Meyr Melch.: Erzählungen aus dem Ries.

Mörike Ed.: Maler Nolten, Erzählungen.

Mügge Theod.: Afraja, Erich Randal.

Müller v. Königswinter Wolfg.: Erzählungen eines Rheinischen Chronisten.

Prutz Rob.: Das Engelchen.

Raabe Wilh.: Die Chronik der Sperlingsgasse, Die Kinder

Bücherlisten.

I.

Klassiker der Weltlitteratur.

Die Bibel.

Homer, übs. Voß. R.[1]

Aischylos, übs. Donner. R.

Sophokles, übs. Ad. Schöll.

Euripides, übs. Minckwitz-Binder. R.

Aristophanes: Wolken, Vögel, Wespen, Frösche, übs. Droysen. R.

Anakreon, übs. Degen-Mörike. R.

Theokrit, übs. Mörike.

Aesop, übs. Binder.

Herodot, übs. Bähr.

Thukydides, übs. Wahrmund.

Demosthenes, Rede vom Kranze, übs. Westermann. R.

Platon: Gastmahl, Phädon, Apologie, Kriton, Staat, übs. Prantl. R.

Plutarch, übs. Eyth. R.

---

[1] Beigesetztes R bezeichnet, daß eine (nicht gerade die genannte) Übersetzung oder Ausgabe in Reclams Universalbibliothek ganz oder teilweise erschienen ist.

Horaz, übs. Binder; Satiren, Episteln, übs. Wieland. R.
Catull, übs. Pressel.
Ovid, Metamorphosen, übs. Suchier. R.
Vergil: Aeneis, übs. Binder. R.
Cicero: Briefe, Reden für Archias, gegen Catilina, gegen Antonius, gegen Verres, übs. Mezger, Wendt, Binder ꝛc. R.
Tacitus, übs. Roth.

St. Augustin, Confessionen.

Nibelungen, übs. Simrock. R.
Walther v. d. Vogelweide, übs. Schröter, bearb. Samhaber [1] R.

Volkslieder, herausg. v. Uhland.
Volksbücher, herausg. v. Simrock, Schwab. R.

Das protestantische Kirchenlied, s. Wackernagel's Lesebuch. (P. Gerhardt: R.)

Gellert: Fabeln und Erzählungen. R.
Klopstock: Oden. R.
Lessing: Dramen, Hamburgische Dramaturgie, Laokoon, Die Erziehung des Menschengeschlechtes. R.

[1] Für die Poesie des deutschen Mittelalters ein Übersichtsbuch, etwa F. Khull's Geschichte der altdeutschen Dichtung; insbesondere aber, was zugleich auch für die gesammte spätere deutsche Litteratur gilt, das ganz unübertreffliche und lange noch nicht genug geschätzte Deutsche Lesebuch von Wilhelm Wackernagel.

Bürger: Balladen. R.

Herder: Stimmen der Völker in Liedern. R. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Wieland: Musarion, R. Geron der Adeliche, Oberon, R. Die Abderiten. R.

Voß: Luise, R. Der Geburtstag.

Schiller: Gedichte, Dramen, Briefe über ästhetische Erziehung, Über Anmut und Würde, Über naive und sentimentalische Dichtung. R.

Goethe: Gedichte, Dramen, Werther, Wilhelm Meister, Dichtung und Wahrheit, Italienische Reise, Briefwechsel mit Schiller. R.

Novalis (v. Hardenberg): Hymnen an die Nacht, Aphorismen.

Hebel: Schatzkästlein.

H. v. Kleist: Das Käthchen v. Heilbronn, Der Prinz von Homburg, Die Hermannsschlacht, Der zerbrochene Krug, Michael Kohlhaas. R.

Grillparzer: Die Ahnfrau, Sappho, Das goldene Vließ, Esther, Libussa, Der arme Spielmann.

Heine: Buch der Lieder. R.

A. v. Chamisso: Gedichte. R.

Uhland: Gedichte.

Lenau: Gedichte. R.

Aldrich Th. B.: Prudence Palfrey, The Story of a Bad Boy.

Bret Harte: Tales of the Argonauts, Idyls of the Foothills, The Story of a Mine.

Cable George W.: Old Creole Days, The Grandissimes, Dr. Sevier.

Cooper J. F.: The Spy, The Pioneers, The Pathfinder, The Deerslayer, The Last of the Mohicans.

Craddock Ch. E. (Miss Murfree): In the Tennessee Mountains, The Prophet of the Big Smoky Mountains.

Crawford F. M.: To Leeward.

Curtis G. W.: Prue and I.

Eggleston: The Hoosier Schoolmaster.

Harris J. Ch.: Uncle Remus, At Teague Poteets, Mingo.

Habberton J.: Helen's Babies.

Holmes O. W.: The Autocrat of the Breakfast-Table, Elsie Venner.

Howe E. W.: The Story of a Country Town.

Howells W. D.: Their Wedding Journey, The Lady of the Aroostook, The Undiscovered Country, A Modern Instance, The Rise of Silas Lapham, Indian Summer.

Irving Wash.: The Knickerbocker History of New-York, Sketchbook, The Chronicles of Wolfert's Roost.

Jackson H.: Ramona.

James H.: The American, The Portrait of a Lady, Princess Casamassima, Daisy Miller.

Jewett S. O.: A Marsh Island.

Judd Sylvester; Margaret.

Mark Twain (Clemens): The Innocents abroad, Roughing it, The Life on the Mississippi, The Adventures of Tom Sawyer.

Marvel Ik. (Mitchell): Dream-Life, Reveries of a Bachelor.

Poe E. A.: Tales.

Rŏe J.: The Opening of a Chestnut-Burr.

Stockton Fr.: Rudder Grange, Short Stories.

Stowe H. Beecher: Uncle Tom's Cabin, Old Town-folks.

Wallace L.: Ben Hur.

Willis N. P.: Rag Papers.

Woolson C. F.: Anne.

About E.: Les mariages de Paris.

Balzac H.: Le père Goriot, Eugénie Grandet, César

Birotteau, La peau de chagrin, La recherche de l'absolu.

Cherbuliez V.: Un cheval de Phidias, L'idée de Jean Têterol, Samuel Brohl et Comp.

Daudet Alph.: Fromont jeune et Risler aîné, Contes du Lundi, Le Nabab, Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon, Tartarin sur les Alpes.

Droz Gust.: (Monsieur, Madame et Bébé).

Dumas Alex.; Les trois Mousquetaires.

Erckmann-Chatrian: Histoire d'un conscrit de 1813, Madame Thérèse, L'ami Fritz, La maison forestière.

Feuillet Oct.: Le roman d'un jeune homme pauvre.

Flaubert Gust.: (Madame Bovary).

Goncourt Edm. u. Jules: (Germinie Lacerteux).

Gréville H. (Durand): Dosia, Le violon russe.

Mérimée Prosp.: Carmen, Colomba, La vase étrusque.

Murger Henri: Scènes de la vie de Bohème.

Nodier Charles: Contes Fantastiques, Souvenirs de la Révolution, Nouvelles.

Sand George (Dudevant): Indiana, André, Consuélo, La mare au diable, La petite Fadette.

Soulié Fr.: Mémoires du diable.

Theuriet André: Le mariage de Gérard, Nouvelles intimes.

Tillier Claude: (Mon oncle Benjamin).
Vigny Alfr. de: Cinqmars.

Amicis Edm. de: La vita militare, Novellen.
Bersezio Vitt.: Il novelliere contemporaneo.
La Farina Salv.: Il mio figlio.
Ongaro dall': Novellen.

Alarcon P. A. de: Cosas que fueron, Amores y amorios, La noche buena del poeta. — Der Dreispitz.
Caballero Fernan (Böhl de Faber): Clemencia, Die Möwe.
Trueba Ant. de: Cuentos campesinos, Narraciones populares.
Valera Juan: Pepita Jimenez.

Dostojewski F.: Raskolnikow, Die Brüder Karamasow.
Gogol N.: Tote Seelen.
Gontscharow J. A.: Am Abhang.
Pissemski A.: Tausend Seelen.
Tolstoi L., Graf: Krieg und Friede, Anna Karenina.
Tschernyschewski N. G.: Was tun?
Turgenjew J.: Tagebuch eines Jägers, Das adelige Nest, Väter und Söhne, Rauch, Neuland, Kleine Erzählungen, Senilia.

Czaikowski Mich.: Wernyhora.

Kraszewski J. J.: Morituri, Resurrecturi, Jermola der Töpfer.

Sienkiewicz H.: Dorfgeschichten.

Čech Sv.: Novellen.

Němcova Boz.: Die Großmutter.

Neruda Jan: Genrebilder, Kleinseitner Geschichten.

Eötvös J. v.: Der Dorfnotär.

Jokai M.: Siebenbürgen's goldnes Zeitalter, Schwarze Diamanten, Ein Goldmensch.